



*Mercator Proprium 2004 Walter Kempowski*



Universität Duisburg-Essen

# Mercator-Professur 2004

Walter Kempowski

---

Schriftsteller und Chronist

**Herausgeber:** Der Rektor der Universität Duisburg-Essen, Prof. Dr. Lothar Zechlin

**Redaktion:** Pressestelle der Universität

**Gestaltung:** Wiedemeier Kommunikation GmbH

**Umschlag:** Prof. Martin Goppelsröder

**Druck:** blömeke druck SRS GmbH, Herne

Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Verlage.

# Inhalt

Prof. Dr. Lothar Zechlin:	<b>Vorwort</b>	5
Skarlett Brune-Wawer:	<b>Einführung</b>	7
1. Vorlesung, 4. November 2004		
Walter Kempowski:	<b>Ausmarsch</b> <b>Eine Erinnerung an den ersten Weltkrieg</b> (aus dem Roman „Aus großer Zeit“)	13
2. Vorlesung, 2. Dezember 2004		
Walter Kempowski:	<b>Hundstage</b> <b>Aus dem Alltag eines Schriftstellers</b> (aus dem Roman „Hundstage“)	33
3. Vorlesung , 20. Januar 2005		
Walter Kempowski:	<b>Mai 1945</b> <b>Kriegsende</b> (aus „Das Echo IV“)	55



Prof. Dr. jur. Lothar Zechlin

Rektor der Universität Duisburg-Essen

## Vorwort

Mit Walter Kempowski übernahm einer der renommiertesten deutschen Schriftsteller der Nachkriegszeit und ein außergewöhnlicher Archivar deutscher Zeitgeschichte die Mercator-Proffessur 2004 der Universität Duisburg-Essen. Seine zahlreichen Chroniken, Romane und Tagebücher sind unvergleichliche Dokumente der deutschen Geschichte, die sich allesamt durch ihre Mischung aus Fakten und Fiktion, Zeitgeschichte und autobiographischen Erfahrungen auszeichnen. Im Rahmen der Mercator-Proffessur hielt Walter Kempowski drei Vorlesungen an unserer Universität, die uns einen beeindruckenden Einblick in sein Werk gewährten. Zum Auftakt führte er uns mit Auszügen aus dem Roman „Aus großer Zeit“ zurück in die Zeit des ersten Weltkriegs. Am zweiten Abend las er aus dem Roman „Hundstage“ und beschrieb den Alltag eines Schriftstellers in den achtziger Jahren. Und schließlich erwartete uns eine Premiere, als Walter Kempowski im Januar 2005 aus dem zu dem Zeitpunkt noch unveröffentlichten letzten Band des „Echolots IV“ las.

In dieser weiteren Ausgabe der Schriftenreihe zur Mercator-Proffessur können die vorgetragenen Texte nun noch einmal nachgelesen werden. Walter Kempowski setzte damit die Reihe herausragender Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft oder Kultur fort, die seit der Einführung der Mercator-Proffessur im Jahre 1997 für diese viel beachtete Vortragsreihe gewonnen werden konnten: Bundesaußenminister a. D. Hans-Dietrich Genscher (1997), der Schriftsteller Siegfried Lenz (1998), der Literatur- und Sozialwissenschaftler Prof. Dr. Jan Philipp Reemtsma (1999), die ehemalige Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts Prof. Dr. Jutta Limbach (2000), der Filmregisseur Volker Schlöndorff (2001), der Journalist und TV-Moderator Ulrich Wickert (2002), der Ex-Topmanager und Autor Daniel Goeudevert (2003).





Skarlett Brune-Wawer

Geschäftsführerin des Zentrums für Interdisziplinäre Studien

# Einführung

Walter Kempowski wurde am 29. April 1929 als Sohn eines Schiffsmaklers und Reeders in Rostock geboren. Die Zerstörung Rostocks durch alliierte Bomberkommandos im April 1942 setzte seiner behüteten Kindheit ein jähes Ende. Sein Vater fiel in den letzten Kriegstagen, die Rote Armee nahm die Stadt in Besitz, Kempowski musste die Schule verlassen, wurde in eine Strafeinheit der Hitlerjugend eingewiesen und kurz vor Kriegsende als Luftwaffenkurier einberufen. Nach dem Krieg führte ihn die Suche nach einem neuen Halt in seinem Leben in den Westen. Doch als Walter Kempowski 1948 seinen geplanten Umzug nach Hamburg vorbereitete, wurde er bei seinem letzten Besuch in Rostock verhaftet, und ein sowjetisches Militärgericht verurteilte den damals 19-jährigen wegen angeblicher Spionagetätigkeit zu fünfundzwanzig Jahren Arbeitslager. Acht Jahre war Kempowski in Bautzen inhaftiert, ehe ihn eine Amnestie auf freien Fuß setzte. Acht Jahre, in denen er eigenen Aussagen zufolge lernte, „das Zuchthaus als Universität“ zu begreifen: Eine still stehende Zeit, die er zu intensiver Lektüre und unendlich vielen Gesprächen mit seinen Mithäftlingen nutzte und die für ihn den Anstoß bot, mit dem Schreiben zu beginnen. Nach seiner Freilassung aus dem Zuchthaus Bautzen ging der damals 27-jährige nach Göttingen, machte dort sein Abitur nach, studierte an der Pädagogischen Hochschule und wurde Lehrer. Mit seiner Frau Hildegard zog er kurze Zeit später nach Nartum, ein kleines Dorf in der Nähe von Bremen, wo er als Dorfschullehrer arbeitete und bis heute lebt.

Das Verlangen, die Vergangenheit festzuhalten, zu dokumentieren und literarisch zu verdichten, bestimmt bis heute Kempowskis schriftstellerisches Leben, seine Werke und Veröffentlichungen: „Wer die Vergangenheit nicht studiert, kann die Zukunft nicht mehr denken“ (Die Welt am Sonntag 25. Juni 2004, S. 44).

Nach seinem Romandebüt „Im Block“ (1969), in dem er die Erfahrungen seiner Haftzeit in Bautzen zu verarbeiten suchte, begann Kempowski mit der Arbeit an der „Deutschen Chronik“, die das Ergebnis umfassender Recherchen ist. Der Autor sammelte Befragungen von Zeitzeugen, Tonbänder, Briefe, Fotografien und Tagebücher und verband sie mit der Geschichte der eigenen Familie. Zu diesem neubändigen Romanzyklus gehören unter anderem der Roman „Tadellöser & Wolff“, in dem Kempowski seine Kindheits- und Jugenderlebnisse im Rostock zur Zeit des Nationalsozialismus beschreibt und mit dem ihm 1971 der literarische Durchbruch gelang, sowie die Romane „Uns geht’s ja noch gold“ (1972), „Aus großer Zeit“ (1978) oder „Schöne Aussicht“ (1981). In allen Büchern sind Fakten und Fiktion, Zeitgeschichte und autobiographische Erfahrungen miteinander verwoben und ergeben in ihrer Gesamtheit ein facettenreiches Bild des deutschen Bürgertums zwischen Kaiserreich und Wirtschaftswunder. In der „Deutschen Chronik“ hat Walter Kempowski ein großes Tableau deutscher Zeit- und Sozialgeschichte von 1885 bis 1960 als Geschichte der eigenen Familie exemplarisch inszeniert, was in der deutschen Nachkriegsliteratur einzigartig ist. In „Das Echolot“, einem kollektiven Kriegstagebuch, perfektionierte Kempowski seine Montagetechnik, indem er Erinnerungstücke unterschiedlichster Herkunft zusammenstellte. Der Autor tritt als solcher zurück und fügt stattdessen mit Collagen aus Briefen von Soldaten, Tagebuchaufzeichnungen von Zivilisten, Beobachtungen von Künstlern und Politikern Einzelschicksale zu einem Bild deutscher Geschichte zusammen. Das nahezu monumentale Werk ist eine Dokumentation, die vielleicht als die ungewöhnlichste schriftstellerische Tat des 20. Jahrhunderts gelten darf. Während seiner Arbeit an der „Deutschen Chronik“ und dem „Echolot“ veröffentlichte Kempowski eine Vielzahl weiterer Romane, wie beispielsweise „Hundstage“, eine Satire auf den Literaturbetrieb, oder „Heile Welt“, eine zauberhafte Schilderung des keineswegs nur heilen Lehrerlebens auf dem Lande. Hinzu kamen viele Dokumentationen, Kinderbücher, Fibeln und Hörspiele. Im vergangenen Jahr legte Walter Kempowski mit „Letzte Grüße“ einen neuen Roman vor. Es sind nur vordergründig die Abschiedsgrüße eines Amerikareisenden an seine Frau. Es sind auch Grüße an seine Leser – und darüber hinaus das Resümee eines Repräsentanten seiner Generation.

Walter Kempowski, der im Jahr 2004 seinen 75. Geburtstag feierte, arbeitet unermüdlich weiter: zurzeit an einem Multimediaprojekt mit dem Titel „Ortslinien“, das in Form eines Triptychons mit Texten, Bildern und Tönen auf dem Computerbildschirm Vergangenheit und Gegenwart gegenüberstellt. Kempowskis beeindruckendes Archiv mit der Sammlung deutscher Zeitdokumente der vergangenen hundert Jahre ist inzwischen auf sechseinhalb Tausend unveröffentlichte Tagebücher und über 300.000 Privatfotos angewachsen. In seinem Haus in Nartum finden regelmäßig Literaturnachmittage statt, und auch das universitäre Leben ist Walter Kempowski nicht fremd. Nachdem die Universität Essen ihn bereits 1977 als Gastdozent gewinnen konnte, war er lange Jahre als

Lehrbeauftragter für Fragen der Literatur-Produktion an der Universität Oldenburg tätig. Von der Universität Rostock erhielt er 2002 die Ehrendoktorwürde und wurde ein Jahr später zum Honorarprofessor für Neuere Literatur- und Kulturgeschichte ernannt.

Zum Auftakt der dreiteiligen Vorlesungsreihe im Rahmen der Mercator-Professur 2004 las Walter Kempowski aus seinem 1978 erschienen Roman „Aus großer Zeit“. Als „einen herrlichen Vorleser seiner eigenen Werke“ beschrieb ihn die Rheinische Post (6.11.2005). Denn mit „eindringlicher Stimme“, so die WAZ (6.11.2005), und mit „wunderbar wechselnder Betonung“, so die NRZ (6.11.2005), führte Kempowski uns zurück in das Jahr 1915, als Karl Kempowski, sein Vater, als Soldat in den ersten Weltkrieg zieht. Mit der präzisen und teils ironisch eingefärbten Beschreibung dessen, was Karl sieht, hört, erlebt, empfindet und was ihn ängstigt, nahm uns der Autor mit auf eine berührende Zeitreise in das untergehende Deutsche Kaiserreich.

In dem 1988 erschienenen Roman „Hundstage“, aus dem Walter Kempowski am 2. Dezember las, lernen wir Alexander Sowtschick kennen, ein nicht mehr ganz junger Schriftsteller, der zwischen Hamburg und Bremen abgeschieden auf dem Lande lebt, und der, obwohl er ein berühmter und viel gelesener Autor ist, im Literaturbetrieb eine Außenreiterrolle spielt. Allein, ohne seine Ehefrau, will Sowtschick die heißesten Tage des Sommers, die „Hundstage“, auf seinem Anwesen in Norddeutschland genießen und sich ganz auf sein neues Werk konzentrieren. Aber die geplante Idylle wird gründlich gestört: Es kommt zu einer Reihe unvorhergesehener Ereignisse – bis hin zu einem Mord an einem Mädchen aus der Nachbarschaft, wodurch Sowtschick selbst in die Rolle des Verdächtigen gerät. Die unverkennbaren autobiographischen Züge des Schriftstellers gepaart mit fiktionalen Ereignissen lassen eine Satire auf den westdeutschen Literaturbetrieb der achtziger Jahre entstehen und zugleich einen Roman über die bundesrepublikanische Gegenwart. Mit Wortwitz und Selbstironie beschreibt Kempowski hier, wie ein Buch entsteht, was einem Schriftsteller so durch den Kopf geht, und wie sich jemand mit alltäglichen Problemen seiner Zeit auseinandersetzt – oder es nicht tut.

Im Januar 2005 stellte Walter Kempowski Auszüge aus dem zu der Zeit noch unveröffentlichten letzten Band des „Echolots“ vor. „Das Echolot“ ist eine Dokumentation der deutschen und europäischen Geschichte in der Zeit von 1943 bis 1945, ein Mosaik aus unterschiedlichsten Fragmenten, die in ihrer Gesamtheit das wohl umfassendste Gesamtbild jener Kriegsjahre ergeben, eine Komposition, deren ästhetische Wirkung in der Summe und in der Anordnung der verschiedensten Materialien liegt. Und obwohl nur das Vorwort von Kempowski selbst stammt, hat er eine neue Art gefunden, Geschichte zu erzählen und das Erleben der Menschen, insbesondere ihr Erleben des Krieges, anschaulich werden zu lassen.

Als im Herbst 1993 der erste Teil „Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch“ erschien, der auf fast 3000 Seiten die Monate Januar und Februar des Jahres 1943 umfasst, wurde er innerhalb kürzester Zeit zur Sensation. Binnen drei Monaten waren 30.000 Exemplare verkauft. Es wurde das große deutsche Literaturereignis der neunziger Jahre, das in vielen Ländern Europas besprochen wurde wie selten ein Werk der deutschen Gegenwartsliteratur.

1999 folgte der zweite Teil „Das Echolot. Fuga furiosa“, der wiederum in vier Bänden den Zeitraum von der Offensive der Roten Armee in Ostpreußen am 12. Januar bis zur Zerstörung Dresdens am 13. und 14. Februar 1945 beschreibt. Durch zahlreiche ausländische Berichte hat Kempowski hier die deutsche Perspektive erweitert, um die europäische Dimension der Vorgänge zu verdeutlichen. Das bestimmende Thema ist die Flucht aus den östlichen Provinzen des Landes, die überfüllten Züge und Schiffe, die endlosen Trecks, die brennenden Dörfer, die vergewaltigten Frauen. Kempowski ist damit nicht der erste Schriftsteller, der sich dieses Themas annimmt, aber in einer solchen Breite und einer solchen Deutlichkeit hat es noch niemand getan. Und so liefert es uns tief beeindruckende Einblicke in das furiose, nicht selten kuriose Zugleich und Nebeneinander, das wir Geschichte nennen.

In „Das Echolot. Barbarossa '41“, erschienen in den Jahren 2002 und 2004, geht Kempowski in das Jahr 1941 zurück, bevor dann im abschließenden Band des Monumentalwerks „Das Echolot. Abgesang '45. Ein kollektives Tagebuch“ (2005) das Kriegsende 1945 behandelt wird. Allein auf 143 Seiten werden der 8. und 9. Mai beschrieben: In Zeitdokumenten, Briefen, Tagebucheintragungen von unbekanntenen Personen, Offizieren wie Opfern, von Politikern wie Winston Churchill, Josef Stalin oder Adolf Hitler und von Schriftstellern wie Bertolt Brecht, Thomas Mann oder Elias Canetti. 60 Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkriegs lässt Walter Kempowskis Stimmenbild das Kriegsende noch einmal so präsent werden, wie es kaum eine andere Darstellung vermag.





# Ausmarsch – Eine Erinnerung an den ersten Weltkrieg

(aus dem Roman „Aus großer Zeit“)

## Rostock 1915

Im April 1915 rückt Karl aus, auch mit Sang und Klang, und auch mit Blumen geschmückt und von Schaulustigen 'begleitet. Es sind nicht mehr sehr viele, die hier schauen, aber es reicht.

Die Musiker blasen den „Freiweg“-Marsch. Auf dem Güterbahnhof machen sie kehrt und marschieren zurück in die Kaserne: neue Soldaten holen, immer neue und neue. Die Offiziere sitzen auf tänzelnden Pferden, sie sind noch etwas nervös. Einen frisch geschliffenen Säbel haben sie in der Scheide.

Karl hat auf dem Kopf die lederne Pickelhaube mit Feldüberzug. Auf dem Rücken den gepackten Tornister, am Koppel das Seitengewehr, ebenfalls frisch geschliffen, Spaten, Brotbeutel, Feldflasche und die Patronentaschen. Achtzig Pfund Gepäck? Das zieht mächtig herunter.

„Ich, Karl-Georg, marschiere jetzt aus“, so denkt er, „ich marschiere richtig aus, mit einem Gewehr über der Schulter und mit richtigen Patronen in der Tasche.“

Und an Erich denkt er auch, Erex, den Armen, der nicht darf, dem sein Vater die Erlaubnis nicht gegeben hat.

„Erst das Abitur“, hat der gesagt.

Von halb Rostock hat Karl sich verabschiedet, Zigarren hat man ihm angeboten: „Ich würde ja auch gehn, wenn ich bloß'n bißchen jünger wär...“, und Portwein. Von dem alten Ahlers hat er sich verabschiedet: „Jung, hest du di dat ok oewerlegt?“ und von Professor Volkmann – „ich war in Rom, ich war in Athen...“ – der eine Zeus-Büste auf dem Schreibtisch stehen hatte und gerade

ein Kriegsgedicht ausbrütete. Seiner Prosa wollte er doch gar zu gern noch gültige Poesie hinzufügen, das hatte er gesagt.

Bei Frau von Wondring war Karl natürlich auch gewesen: „Willst du nicht erst deine Schule zu Ende machen, mein Jung?“ und bei Sodemann, dem Prokuristen: „Ich stelle lediglich fest...“

Bei Oberlehrer Lehmann nicht, von dem er damals die erste wahnsinnige Ohrfeige erhalten hatte, der war nämlich längst gefallen. Im November 1914 vor Langemarck, singend, wie man sagt, mit seinen Schülern.

Der Transportzug ist zusammengesetzt aus Sekundärbahnwagen, Stadtbahnwagen, Viehwagen und offenen Loren. Die Soldaten steigen ein: „Hier, Kamerad, hier ist noch Platz!“

Schlafwagen nach Paris!

Und: „He, Kamerad, für dich ist hier auch noch Platz! Immer rein in die jute Stube!“ Das wär ja gelacht, wenn deutsche Soldaten sich nicht vertragen würden.

Väter mit Kneifer auf der Nase stehen auf dem Perron und sagen: „Und mach mir keine Schande!“ Und Mütter mit Riesenhüten, auf denen Blumen und Früchte angeordnet sind.

Die Mütter sagen: „Sieh dich vor, Junge. Hörst du?“ Und sie haben geschwollene Augen vom langen Weinen. Die Soldaten aber lachen. Sie schütteln sich geradezu vor Lachen, so lustig hatten sie's lange nicht.

Kurz vor der Abfahrt kommt Giesing noch mit einem Blumenstrauß und – was wichtiger ist – mit einem Fresspaket voll belegter Brote. Da unten steht sie, die Kleine mit dem festen Gesicht. Karl hebt sie zu sich herauf und gibt ihr einen Kuß, was Gelächter und Bravo-Rufe auslöst.

Der Freßkorb wird verteilt – Mettwurst aus Hohen-Spreng –, und dann rollt der Zug aus dem Bahnhof hinaus.

Muß i denn, muß i denn  
zum Städele hinaus,  
und du mein Schatz bleibst hier

Aus jedem Fenster lehnen die Soldaten, und alle winken, auch wenn da gar keiner ist, dem man winken kann.

Die Kirchen versinken hinter dem Horizont, die St. Nikolaikirche mit der großen „1888“ auf dem Dach. St. Marien, St. Jakobi und St. Petri – St. Petri zuletzt, die Kirche mit dem gebuckelten Turm, als wollte sie dem Winde trotzen. Die Soldaten winken immer noch, der Zug windet sich jetzt durch die Landschaft: Anmutige Hänge, zerstreute Wälder und Felder, auf denen Bäuerinnen Kartoffeln legen. Am Bahndamm zahlreiche Ziegen und Zicklein, von Kindern gehütet.

Schließlich setzen sie sich denn doch und stecken sich Zigarren an oder krum-



me Pfeifen mit Silberdeckel auf dem Kopf. Sie sind guter Dinge, und einer quakelt noch toller als der andere. Was sie für Heldentaten vollbringen wollen, reden sie, und wie sie es dem Franzmann zeigen werden. Hauptsache, sie kommen noch rechtzeitig an die Front. Nicht auszudenken, wenn die andern alle den ganzen Wein wegtrinken!

Haltet aus! Haltet aus!

Haltet aus im Sturmgebraus...

Im Nebenabteil wird gesungen, und alle stimmen ein: „Ja, der deutsche Gesang, den macht uns so leicht keiner nach!“

Wohin die Fahrt wohl geht, das ist die große Frage. Wild wuchern die Latri-nengerüchte: Nach Flandern oder ins Elsaß? Oder vielleicht ganz woandershin? Hauptsache: zusammenbleiben, in dieser fröhlichen Runde.

In Hamburg hält der Zug zum ersten Mal, und zwar ausgerechnet in Wandsbek. Die Mannschaften dürfen aussteigen: Reis in Fleischbrühe gibt es auf dem Bahnsteig, belegte Butterbrote mit Kaffee oder Tee. Wundervoll! Junge Mädchen geben das aus, außerordentlich hübsche, junge Mädchen. Wenn man sich nicht täuscht, sind das ja wohl höhere Mädchen, also bessere, vom Lyzeum also? Was?

Den Soldaten, die gleich weiterfahren werden, schenken sie zärtliche, zu nichts verpflichtende Blicke...

Karl nimmt den Blumenstrauß, den er von Gisela bekam, und ruft einen Jungen heran: Zu Grethe de Bonsac soll er den Blumenstrauß bringen, in die Bärenstraße.

Der Junge wetzt ab, mit, wie Karl es scheint, „leuchtenden Augen“.

Grethe wundert sich, daß sie Blumen kriegt. Nein, der Junge weiß nicht von wem, er weiß nur: „Von einem Rostocker!“

Ein Zettel hängt an dem Strauß:

Weh', daß wir scheiden müssen,

laß dich noch einmal küssen!

Und da denkt Grethe nicht an Karl, sondern sie denkt an August Menz – obwohl er sie ja gar nicht geküßt hat – und an den sechzehntourigen Tango, „...links ...und rechts... und – stehn!“, und an das herrliche Fest denkt sie, heiß steigt es in ihr auf. Nein, wie ist das nett, daß er ihr Blumen schickt!

Was zunächst Geschimpfe auslöst, dann aber gutmütiges Frotzeln, denn: so weit kommt das noch, daß man hier wegen so kleinlicher Anlässe das Streiten kriegt! Da draußen an der Front wird es noch ganz andere Erlebnisse geben, und die wollen schließlich bewältigt werden.

Es rast der See und will sein Opfer haben: Die Soldaten sind indessen schon

wieder unterwegs, es wird Nacht, sie schieben sich den Tornister unter den Kopf und strecken ihre Beine aus: auf den Bänken, auf dem Fußboden und im Gepäcknetz. Einer hängt seine Zeltplane gar von Haken zu Haken. Beim ersten stärkeren Ruck des Zuges reißen die Stränge, und der Insasse fällt auf die andern drauf, was zunächst Geschimpfe auslöst, dann aber gutmütiges Frotzeln, denn: so weit kommt das noch, dass man hier wegen so kleinlicher Anlässe das Streiten krieget! Da draußen an der Front wird es noch ganz andere Erlebnisse geben, und die wollen schließlich bewältigt werden.

Am nächsten Morgen sind die Glieder steif, einige Männer machen sich an die „Kaiser-Wilhelm-Torte“ – wie nimmermüde Witzbolde das Kommißbrot nennen –, andere suchen eine Gelegenheit zum Waschen. Der Zug hält auf einem kleinen Bahnhof, der Lokomotivführer dreht einen Hahn auf, und aus dem Kessel fließt lauwarmes Wasser, womit man Gesicht und Hände notdürftig anfeuchtet, den Schmutz verreibt und schlimmer aussieht als zuvor.

Am nächsten Tag ist klar, wohin die Reise geht: nach Flandern! Die Belgier Mores lehren. Warum haben sie den Deutschen auch getrotzt? Anstatt sie durchmarschieren zu lassen, ohne lange zu fackeln? Das sind diese kleinen Nationen mit ihrem übertriebenen Nationalstolz. So eine hirnerbrannte Dummheit. Wer nicht hören will, muß fühlen...

Jenseits der Grenze kommt den Soldaten alles sehr fremdartig vor.

Ausflug nach Paris!

Der Zug fährt auf dem linken Gleis, nach belgischem System. Dieses hier ist nicht mehr das holde Vaterland. In Deutschland hatte man ihnen aus allen Fenstern zugewinkt, hier in Flandern lassen die Leute die Rouleaus herunter oder drehen ihnen den Rücken zu, ostentativ: Merkwürdig, wo man doch eines Blutes ist?

Die deutschen Männer machen sich nichts draus, sondern singen nun erst recht und prostern fröhlich in die Gegend.

Russische Würste, französischer Sekt,  
deutsche Hiebe – hei! wie das schmeckt!

Der Zug fährt ja viel zu langsam, finden sie, und sie denken an ihre Kameraden da vorn, die vielleicht gerade in diesem Augenblick zu wanken beginnen, sich noch festkrallen unter den peitschenden Schüssen und doch wanken: Nein, es geht nicht mehr... und just in diesem sehr kritischen Augenblick werden die treuen Mecklenburger auf dem Schlachtfeld erscheinen, so denken sie, und zwar in tadelloser Haltung: „Bajonett pflanzt auf!“ – und die Feinde sind verblüfft: Da kommt ja plötzlich Welle auf Welle hervorgestürmt, aus dem Wald oder aus den Büschen oder woher auch immer, keiner hat damit gerechnet, sie sind verblüfft, werfen die Flinten weg und nehmen Reißaus!

Der Zug benutzt hier ein Stück der D-Zug-Linie, dort eine Nebenstrecke.

Nimm, Gott, mir alles, was ich hab',  
ich geb es freudig hin.  
Nur laß' mir meine schönste Gab',  
den treuen deutschen Sinn!

Auf der Karte erscheint das wie im Zickzack. Jede Strecke muß ausgenutzt werden, damit der Nachschub rollen kann, der gewaltige, nach minuziösem Plan.

Die kleinen flandrischen Bahnhöfe sehen mit ihren vielen Blumen eigentlich sehr schmuck aus. „Kulturr und Naturr“. Das hatte man gar nicht erwartet. Fast wie in Deutschland, aber doch wieder ganz anders. Die Blumen stammen noch von einem Wettbewerb, das wissen die Soldaten nicht, von einem Wettbewerb, den der belgische Touringclub vor dem Krieg veranstaltet hat.

Belgische Bahnbeamte sind allerdings nicht zu sehen. Die haben sich unverständlicherweise geweigert, Dienst zu tun für die deutsche Armee. Deutsche Eisenbahner stehen auf dem Bahnsteig und heben grüßend die Hand, und das ist in gewisser Hinsicht ja auch wesentlich erfreulicher als diese gnietischen Typen, die den deutschen Armeen ihren Sieg nicht gönnen.

„Franktireurs“ oder „Heckenschützen“ sollen ja sogar die deutschen Soldaten beschossen haben, so wird erzählt, ohne Uniform zu tragen, ohne ordnungsgemäß Combattant zu sein, aus irgendeiner Bodenluke heraus, und die Frauen in der Tür, scheinheilig: „Was, bei uns? Bei uns soll jemand geschossen haben?“

Schon bald geht es mit den Verwüstungen los, umgeworfene Waggons neben der Strecke (Noch nie eine Lokomotive von unten gesehen!), Häuser ausgebrannt und Holzkreuze auf kleinen Hügeln: Gräber. Der Gesang verstummt, er will hier nicht mehr passen.

Am nächsten Morgen muß alles aus dem Zug heraus, Endstation. Auf einer Wiese wird das Gepäck abgelegt. Hier haben schon zahlreiche Truppenverbände gelegen, an den unappetitlichen Spuren der Feldschlächtereie kann man das sehen und an den übervollen Latrinen. Das ist ja ein richtiger Dreckstall hier: „Freiwillige vor!“

Mißtrauisch läßt der Hauptmann durchzählen, ob die „Häupter seiner Lieben“ auch alle beisammen sind, ob nicht vielleicht der eine oder andere abhanden gekommen ist, unabsichtlich abhanden gekommen ist, also versehentlich; denn Weglaufen oder Sich-Drücken, das ist ja ausgeschlossen. Ein deutscher Soldat und Fersengeld geben?

Dann wird Essen ausgeteilt: Sauerkraut mit Bohnen und Schweinefleisch: Jeder kriegt, soviel er mag. Und schließlich muß jeder noch was nehmen. Soweit kommt das noch, daß das Zeug hier verdirbt! Das ist ja Sünde.

Nach dem Essen werden „eiserne“ Gemüse- und Fleischkonserven empfangen.

Außerdem bekommt jeder 1,90 Mark, vier Zigarren, ein Gesangbuch und Ersatzbeschläge für die Stiefel. Ferner 180 Patronen, und die wollen auch noch im Gepäck verstaut sein.

Während die Männer herumstehen, der Lokomotive zuschauen, wie sie umrängert wird, und schließlich mit den leeren Waggons, aus denen Stroh herabhängt, in Richtung Heimat dampft, wie sie Zigaretten rauchen und sich gegenseitig die Achselklappen aufrollen (wegen der Spionage), ziehen auf der Landstraße unabsehbare Trainkolonnen vorbei. Zwischen den Fouragewagen auch Artillerie, unbegreiflich viel, und zwar Geschütze von einer Größe, wie man sie noch nie gesehen hat.

Ist es nicht erstaunlich, was diese fähigen Männer im Kriegsministerium alles angeschafft und gehortet haben? Man weiß ja gar nicht, was man mehr bewundern soll, den Mut der Sturmkolonnen an der Front oder den eiskalten Verstand der führenden Köpfe.

Unabsehbare Trainkolonnen stockern über die Straße, Wagen an Wagen, die Pferde, mit hoherhobenen Hälsen und Nüstern, keuchenden, schweiß bedeckten Flanken und straffen Beinen, in denen sich die Muskeln wie Stränge und Messerschnitte abzeichnen: Mit hochgepeitschter, äußerster Kraft stampfen sie heran. Die Augen, die großen, dunklen Augen treten aus ihren Höhlungen, während die ledergeflochtenen Peitschen der Fahrer auf Rücken und Keulen niederklatschten. Und hinter ihnen rollt und quietscht die Last der Geschütze und Protzen und springt krachend über die Unebenheiten des Weges.

Auch Gefangene sieht man: Engländer, Franzosen, Inder, Zuaven, Belgier. Die Engländer sonderbar hochmütig-blasiert, die Franzosen freundlich herüberwindend: Familienväter sind es, denen man den Zivilberuf ansieht.

Plötzlich zieht auch deutsche Infanterie vorüber, direkt aus dem Schützengraben? Die Kerle sehen ja furchtbar aus: Bärte haben sie und eingefallene Gesichter. Die Uniformen sind gelb und voller Lehmkladden. Warum die wohl so verdreckt aussehen? Kein bißchen straff und militärisch. So müde und abgewrackt?

Es dämmert den Männern, daß es da vorne wohl doch etwas anders aussieht, als sie es sich vorgestellt haben (obwohl die französischen Granaten, wie man erzählen hört, mit Sägemehl gefüllt sind...).

Zum Nachdenken ist indessen nicht viel Zeit, schon wieder ist Appell; Fußlappen müssen auch noch empfangen werden.

Beim Nachsehen der Revolver ereignet sich ein Zwischenfall. Die Waffe eines Reservisten geht los, und augenblicklich kippt im ersten Glied einer um, und zwar lautlos: Der Schuß ist ihm durch beide Oberschenkel gegangen. So bedau-

erlich der Vorfall ist, es gibt auch was zu lachen: Der größte Unteroffizier der Kompanie wird ohnmächtig, als er das Blut sieht.

Nachdem der Transportkommandeur eine Ansprache gehalten hat, in der er den Herrgott als den dreifach großen Baumeister des Erdenrundes bezeichnet, dem man danken muß, daß er sein deutsches Volk dazu ausersehen hat, die Engländer, diese Prahlhänse, zu strafen: „Wir geloben dir, daß wir jenen Schuften und Halsabschneidern mit dem Dreck, in dem wir hier herumtrampeln müssen, das Maul zustopfen werden, so daß sie es jahrhundertlang nicht mehr öffnen!“ Nachdem er diese Ansprache gehalten hat, die als „zündend“ empfunden wird, fährt er im Automobil davon (blauer Dunst kommt in einer Spirale aus dem Auspuff): Neue Soldaten müssen geholt werden, famoses Material, immer neue und neue, und deshalb muß er zurück in die Heimat, wenn er auch viel lieber vorne kämpfen würde mit seinen treuen Mecklenburgern.

Die Truppe wartet eine Lücke ab in dem Transportwurm, zwischen Artillerie und Munitionswagen zwängt sie sich, so wie drüben bei den Franzosen, auf der anderen Seite der Front sich wahrscheinlich jetzt auch, in diesem Augenblick, allerdings blaue Soldaten in den endlosen Strom hineinzwängen, „horizont“-blaue Soldaten mit sonderbaren roten Hosen und die Mäntel so merkwürdig aufgeknöpft, ein Strom, der seinerseits in die feindlichen Stellungen fließen wird und dort versickern.

Die Vöglein im Walde,  
die singen so wunder-wunderschön,  
in der Heimat, in der Heimat,  
da gibt's ein Wiedersehn...

Drasch-drasch-drasch, so klingt es, wenn die Soldaten über die Landstraße marschieren. Marschgesang, das kennen die Belgier nicht, da gucken sie denn doch, und belgische Kinder gibt es – man sollt' es nicht glauben –, die mitlaufen, tanzend mitlaufen, einen Papierhelm auf dem Kopf: salutierend. Dem Belgier, da hinten, der seinen Sohn dafür verprügelt, daß er salutiert, dem sollte man eins auf die Mütze geben. Anstatt sich zu freuen über die völkerverbindliche Begeisterung der Jugend.

Drasch-drasch-drasch, so geht es im Takt der immer wieder gesungenen, immer gleichen Soldatenlieder.

...in der Heimat, in der Heimat,  
da gibt's ein Wiedersehn...

„Lied aus!“ schreit der Hauptmann auf seinem Pferd und schüttelt den Kopf. Da hat doch tatsächlich wieder einer die zweite Stimme gesungen? „Nach vorne hören!“ Dies Terzengesänge ist ja widerlich, so weichlich und so durch und durch unmännlich!

Durch zerschossene Dörfer geht bald der Marsch: einsame Schornsteine im

Schutt. Tote Pferde liegen neben der Straße, halbverbrannte Ochsen und Schweine. In den noch bewohnbaren Häusern sind die Fensterläden geschlossen, belgische Jungen mit Papierhelmen sieht man hier nicht mehr.

Einmal laufen zwei Kinder vorbei, Mädchen sind's, zwölf, dreizehn Jahre, mit ausgefranstem Rock und barfuß, die tragen einen Suppentopf: Eine hält in der freien Hand einen Stock, an den ein weißes Tuch geknüpft ist. Was das nun wieder soll?

Die Sonne steht hoch am Himmel und brennt herab. An verlassenen Gehöften kommen sie vorbei und an Schützengräben und Verhaue, aus denen die Gegner hinausgeworfen wurden. Dreißig Meter breit sind die Verhaue, und bis an den Horizont verlaufen sie. Es ist ein mühsames Marschieren. Die Straße geht bergan, nicht steil, sondern ganz allmählich. Der Tornister fängt an zu drücken und die Feldflasche ist leer. Stunde um Stunde vergeht, die Bäume stehen am Straßenrand und die Kilometersteine auch: nicht hingucken, sonst wird der Weg noch saurer!

Einmal kommt ihnen ein feindliches Flugzeug entgegen, es fliegt sehr niedrig, sie können deutlich den Mann darin sehen, mit einer Lederkappe und einer großen Schutzbrille. Er beugt sich seitlich heraus. Winkt der Kerl etwa? Die Soldaten geben Schnellfeuer auf ihn ab. Tausend Gewehre schießen zugleich, der Lärm ist unbeschreiblich, und die Kugeln rauschen wie Brandung durch die Luft.

Zwei Täler werden durchquert, zwei kleine Berge hinauf- und hinuntermarschiert, dem Grummeln da in der Ferne entgegen: Die Soldaten empfangen keine Eindrücke mehr, längst wird nicht mehr gesungen, vom Krieg nicht und nicht mehr von zu Hause, weder einstimmig noch in Terzen.

Die Sonne brennt ihnen prall ins Gesicht, die Straße ist eine einzige grauweiße Staubsäule. Immer wieder heißt es obendrein noch: „Rechts ran!“ Autos überholen die Kolonne, leere Rotkreuzwagen, Munitionstransporte und hohe Offiziere, hinter sich eine Staubwolke lassend, die sich den Soldaten auf die Lunge legt.

Man will ja gern Platz machen, aber die eiligen, herrischen Befehlshaber-Autos sind nicht gut angeschrieben: Die Hupen blöken, und die Chauffeure brüllen einen sackgroben Text dazu. Die Offiziere erheben sich sogar im Wagen und schimpfen auf die „Stoppelhopper“ und drohen mit Anzeige und Bestrafung. An festgefahrenen Autos kriecht die Kolonne dann mit stiller Schadenfreude vorbei.

Zeigt der Welt, zeigt der Welt!  
wie es stets zusammenhält!

Karl glaubt schließlich, nicht mehr weiter zu können, dabei ist er mit seinen

guten Stiefeln, mit den „Engschäftern“, die ihm sein Vater noch hat machen lassen, erheblich besser dran als mancher andere, der schon keine heile Stelle mehr an den Füßen hat.

Nein, dies ist kein Zuckerschlecken. Die Anstrengung ist ungeheuer, keiner spricht ein Wort, und der Hauptmann auf dem Pferd auch nicht. Schritt wird vor Schritt gesetzt, das Blut hämmert im Kopf, und helle Blitze schießen in den Augen auf.

Einmal taumelt einer aus der Reihe und fällt lang in den Straßengraben; es ist ein älterer Mann. Er liegt einige Zeit da, den Kopf auf dem Tornister, die Pickelhaube neben sich gestellt, den Waffenrock geöffnet. Man gibt ihm zu trinken, und dann stirbt er. Das geht so ruhig, als wäre es gar nichts: auf dem Felde der Ehre.

Schließlich wird es Abend. An einem noch heilen Haus wird vorübermarschiert, und Karl kann durch das Fenster beim milden Schein einer Petroleumlampe einen Offizier sitzen sehen. Der raucht eine Zigarre und liest in einem Buch.

Merkwürdig, daß der hier so behaglich sitzt und liest? Karl ist erstaunt, und plötzlich ist ihm auch ein bißchen weh ums Herz.

„Hast du dir das auch richtig überlegt?“

An Rostock muß er denken, an sein kleines Zimmer. Felix Dahn: „Ein Kampf um Rom“. Wenn Frieden ist, wie wird er das genießen. Merkwürdig eigentlich, daß man's nicht tat.

Endlich wird gehalten, mitten in der Nacht. Tausende von Granaten haben hier das Feld aufgeackert. Man ist unmittelbar hinter der Front. Das Grummeln ist zwar immer noch weit entfernt, dafür werden ganz in der Nähe anscheinend Hasen gejagt, den einzelnen Schüssen nach zu urteilen.

Der Feldwebel notiert die Namen und sagt: „So, nun können Sie schlafen“ und entfernt sich und läßt die Männer allein in der stockfinsternen Nacht. Sie werfen sich hin, wo sie gerade stehen, und schlafen sofort ein, obwohl man in ihrer Nähe immer noch Jagd auf Hasen zu machen scheint.

Leider fängt es ausgerechnet jetzt an zu regnen, fein, aber stetig, und in kurzer Zeit sind die Soldaten völlig durchnäßt.

Man muß etwas unternehmen, um Ruhe zu finden, das ist klar. Die Zeltbahn wird also doch vom Tornister geschnallt; wie war das noch? Wie wurde das noch gemacht? In dem breiigen Matsch halten die Heringe nicht, immer wieder platschen die nassen Zeltbahnen auf die Männer herab. Sie wälzen sich im Dreck, tappen nach den ausgerissenen Heringen und fluchen.

Schließlich legen sie sich gottergeben hin: Nasser, als sie sind, können sie nun nicht mehr werden.

Karl fühlt deutlich, wie der Lehm unter ihm nachgibt und eine kleine „Kuhle“

bildet. Er zieht die Glieder zusammen und preßt sie möglichst eng an den Körper. Die Fußzehen biegt er krumm. Keine Bewegung riskieren, keine, denn jede löst ein schreckliches Gefühl von Nässe und Kälte aus und ein Schlottern bis ins Herz: daß es im Felde kalt und naß ist, das hat Bobrowski, der Rollstuhlschieber seines Vaters, oft genug erzählt. Das fällt Karl nun ein. Aber diese Nässe? Von so was hat er nichts erzählt, und so was geht doch eigentlich nicht... Daß es Soldaten gibt, die einem verwundeten Feind noch eins mit dem Bajonett versetzen, das hatte der Rollstuhlschieber auch erzählt.

Um drei Uhr wacht Karl auf. Hellwach ist er. Er zieht die Uhr heraus, du lieber Himmel, erst drei? Ist das denn wahr? Oder ist die Uhr vielleicht stehengeblieben?

Es schüttelt ihn. Wenn er jetzt nicht sofort wieder einschläft, wie soll es dann bloß mit dem Kämpfen werden?

Man kann doch nicht kämpfen, wenn man schon um drei Uhr aufgewacht ist? Er wird immer wacher und steht schließlich auf und setzt sich unter einen Baum. Kragen hoch. Da hinten blitzt es auf: Daß das kein Wetterleuchten ist, das steht fest.

Während er so dasitzt, in seinen matschigen Kleidern, den Kragen hochgeschlagen und das Blitzen am Horizont, sieht er eines dieser patriotischen Bilder vor sich, wie sie in der „Berliner Illustrierten“ abgedruckt sind: „Einsame Wacht“. Ja, er hält jetzt einsame Wacht für Deutschland, und gleich wird er kämpfen, wartet nur, ihr da vorne!

In Rostock regnet es. Die Menschen sind schlotterig geworden, hager und eingefallen. Die Brotrationen hat man gekürzt, und Kartoffeln gibt es für den Winter einen Zentner weniger. In den Schaufenstern liegen zwar immer noch mächtige Käselaibe, aber das sind alles Attrappen.

In der Zeitung steht: „Das ist ja grade das Gute an der Kriegskost: Gicht, Fettsucht, Leberleiden und Zuckerkrankheit sind zurückgegangen, ja zum Teil gänzlich verschwunden. Der Krieg hat die Menschen Einfachheit und Sparsamkeit gelehrt. Mit all den großen und kleinen Sünden gegen den Körper, Kaffee, Tee, Tabak und Alkohol, hat er gründlich aufgeräumt.“

Die Frauen haben es nicht leicht: Stunde um Stunde müssen sie anstehen um etwas Obst oder Freibankfleisch und immer in Angst, daß es in der Nebenstraße noch was Wichtigeres gibt. Oder daß „Schluß!“ ist, wenn sie eben drankommen. Das zermürbt: Schlange zu stehen oder über Land zu ziehen und zu betteln oder in der Rostocker Heide Holz zu sammeln, Beeren und Pilze, immer voller Angst vorm Förster, der einen „Schein“ sehen will, einen „Beerensammelschein“ mit Stempel drauf, den man natürlich nicht hat.

Pilze sind hoch geschätzt, Champignons, Steinpilze und Pfifferlinge, Nährwert



haben sie keinen, aber sie lenken durch den fleischähnlichen Geschmack vom Hunger ab. Bedauerlich, daß die Menschen nichts von den vielen anderen Speisepilzen wissen, dem kahlen Ritterling zum Beispiel, oder dem Runzelschüppling oder von dem Hallimasch. Da müssen die Lehrer in den Schulen noch viel aufklären und werben.

Schautafeln hängen sie aus und: wie dumm die Menschen sind, das sagen sie immer wieder: Ebereschen, also Vogelbeeren, die wachsen den Menschen doch in den Mund. Die den Vögeln zu überlassen!?

Und Quecken? Die weißen Wurzeln der Quecken? Eiweißhaltig! Die muß man kleinhacken und mit heißem Wasser überbrühen, das ist delikat. Weit entfernt hat man sich vom natürlichen Leben. Zu weit.

Die Schulkinder kommen in gestopften Hosen und Holzpantinen zur Schule, sie essen Steckrübenscheiben statt Brot: Achtzig sitzen in einer Klasse oder gar neunzig, weil die jungen Lehrer an der Front stehen und die alten die Arbeit mitmachen müssen.

Die alten knittrigen Lehrer, auch sie kommen mit Steckrüben statt Brot und in gestopften Hosen. Und wenn sie auf die Kinder einprügeln, weil sie sich nicht zu helfen wissen, dann denken sie an alles mögliche, nur nicht an die Kinder.

In dem neu gotischen Postgebäude am Wall stehen kümmerliche Gestalten auf der gußeisernen Rosette, aus der warme Luft nach oben steigt. Wärme! Entlassene Soldaten sind es, mit einem Bein oder „Schüttler“, diese Menschen, die am ganzen Leibe zittern, weil sie unter der Erde gelegen haben. Sie warten darauf, daß jemand einen Zigarettenstummel wegwirft, einer dieser schneidigen Leutnants, oder der dicke Sodemann, der gerade die Post holt: die Post mit den so erfreulichen Nachrichten, daß man wieder einmal größere Erzverträge abgeschlossen hat. Gutes Erz aus dem fleißigen Schweden für die fleißigen deutschen Kanonenfabriken in Schlesien.

Am Hopfenmarkt stehen die zerknitterten Alten und lesen die ausgehängte Zeitung: 183 Kilometer Front zurückgenommen? Planmäßiger Rückzug? Was soll das nun wieder heißen?... Die Verlustlisten am „Rostocker Anzeiger“ werden immer länger, und das Grüßen der Verwundeten wird seltener. Wenn man alle Verwundeten grüßen will, so wird gesagt, da kann man ja bald dauernd den Hut ziehen. Jeden einzelnen Verwundeten grüßen? – Ein wohlmeinender Mensch schlägt vor, man soll ein Grußabzeichen anschaffen, das kann man sich dann ja an die Mütze stecken.

Auf dem Markt steht eine Volksküche; für arme Leute ist sie aufgefahren, einen Henkeltopf voll dünner Suppe gibt es da auf Berechtigungsschein, die schmeckt nach Petroleum.

Im Rathaus steht eine Seemine aus Holz, auf der man weihevollerweise die

Reichskriegsflagge ausnageln kann.

Dir woll'n wir treu ergeben sein,  
Getreu bis in den Tod,  
Dir woll'n wir unser Leben weih'n,  
Der Flagge Schwarz-Weiß-Rot.

Die große hölzerne Seemine ist nicht nur mit der Reichskriegsflagge versehen, sondern auch mit ebenfalls auszunagelnder Laubverzierung aus je einem Lorbeer- und einem Eichenzweig.

1915 hat man mit der Nagelung begonnen, montags und mittwochs von elf bis zwölf, eine Jungfrau stand daneben und reichte den Hammer, und immer ist man noch nicht fertig damit, es gibt nämlich keine Nägel mehr, weder „goldene“ zu zehn Mark noch „silberne“ zu fünf Mark, das ist der Grund.

Im Fürstensaal des Rathauses, der sonst nur zu festlichen Gelegenheiten aufgeschlossen wurde, befindet sich die vaterländische Kleiderverwertungsgesellschaft. Unter den goldgerahmten Bildern längst verblichener Bürgermeister, mit Pelzkragen und Samtbaretz, stapeln sich jetzt Ballschuhe, weiße, rosa, himmelblaue, silberne und goldene. Auch Fräcke liegen da, mit herabhängenden Schwabenschwänzen. Ehrenamtliche Kräfte des vaterländischen Hilfsdienstes sind hier beschäftigt, aus Altem Neues herzustellen. Ein Photoreporter kommt und fotografiert das, und im „Rostocker Anzeiger“ ist das Bild zu sehen. Die Fräcke sind zu sehen und die Ballschuhe – Skipullover und Pelze nicht, die hat seit 1914 kein patriotisch gesonnener Bürger mehr abgegeben.

Das Siegesläuten ist seltener geworden. Im ersten Kriegsjahr hatte man sich gar nicht einigen können: Lodz? Die Einnahme von Lodz? Ist das nun ein Sieg, oder ist das keiner? Der Pastor von St. Nikolai meinte, ja, das ist ein Sieg, und ließ läuten, daß die Hunde bellend durch die Straßen liefen, der von St. Petri meinte, nein, das ist kein Sieg, und ließ nicht läuten.

Da hatte natürlich von Amts wegen eingegriffen werden müssen: Jawohl, heißt es seitdem, dieses hier heute ist ein Sieg, es ist zu läuten und zu flaggen. Ein Polizist fährt mit dem Fahrrad die Kirchen ab und auch die Schulen. Und in den Schulen klingelt es dann dreimal lang, und das heißt: Sieg! Und dann läuten auch schon die Kirchenglocken, und das bedeutet: schulfrei!

Aber das Läuten ist weniger geworden wegen der Siege, die ausbleiben, und es ist leiser geworden wegen der Glocken, die man hat abliefern müssen.

Bevor man sie von oben auf das Pflaster warf, bekränzt wie zu einer Hochzeit, war ein großes Abschiedsläuten sämtlicher Kirchen. Die Menschen standen auf den Dächern und hörten sich das an; die alten Frauen weinten.

Nur die ältesten Glocken durften bleiben, die aus dem Mittelalter, die schon geläutet wurden, als das große Feuer ausbrach, 1677, am 4. August, das die siebenhundert Häuser einäscherte.

Mit dem Abliefern der Glocken geht auch die Kenntnis des Glockenläutens

dahin: Wer weiß denn noch, wie das ist: das sanfte Anläuten der ersten Glocke, das rechtzeitige Einfallen der zweiten und der dritten Glocke, das Anschwingen und Verebben. Wer kennt noch das Wimmern der Arme-Sünder-Glocke, wenn wieder einer hinausgeführt wurde, das dunkle Schwellen der tiefen Festtagsglocke, das Glockenschweigen in der Fastenzeit, als die Menschen sich noch nach Ostern sehnten: „Brüder; wir sind durch!“

Auch die großen Zinnpfeifen der Orgel in der Marienkirche, vorn im Prospekt, hat man abgenommen und eingeschmolzen und durch Pappattrappen ersetzt. Pastor Schaap findet großartige Worte dafür, wie fabelhaft das ist, daß die große Orgel nun auch teilhat am Völkerringen. Auch für das Kämpfen und Sterben an der Front findet er großartige Worte: „Wir lieben vereint, wir hassen vereint, und alle haben nur einen Feind: – England!“

Zwei Söhne hat er verloren, das erwähnt er nicht, aber man weiß das, und wenn die große Uhr im Chorumgang pingelt und die Apostel herumgehen, wie eh und je, dann meint man bei jedem Schlag, einen Soldaten sterben zu sehen.

Im März 1917 kommt eine schlimme Sache: „Wer will freiwillig nach Finnland?“ heißt es, und da melden sich natürlich alle. Nach Finnland will ein jeder gern, aber es geht nicht nach Finnland, ein sogenannter „Höhenzug“ soll zurückerobert werden. Die 210er sollen das tun, sie werden mit der Bahn abtransportiert.

Nachmittags kommen sie in „S.“ an, wie es in der Geheimsprache der Kriegsberichte heißt. Auf der Straße begegnet ihnen schon ein Auto nach dem anderen, vollgepfropft mit stöhnenden Verwundeten, andere fahren leer zurück. Leichtverwundete kommen dazwischen angehumpelt und Männer mit Tragen. Schon sehen sie den „Höhenzug“ in der Ferne liegen, er hat die Nummer 63, und auf dem Höhenzug ist schlicht die Hölle los.

Das ist kein einzelnes Krachen mehr, sondern ein unaufhörlicher, markerschütternder Donner. Man kann die Einschläge nicht mehr unterscheiden, das gleicht einem feuersprühenden Berg.

Und da hinein müssen sie! Schnell wird noch Essen gefaßt, und schnell wird noch ein letzter Gruß gekritzelt für die Feldpost (von manchem wohl der allerletzte), dann heißt es: „Antreten! Ohne Tritt, marsch!“

Die Offiziere eilen vor und zurück, eine gewisse Erregung hat sich aller bemächtigt, es wird geschimpft und geflucht, alle sind gereizt. Karl hat in solcher Lage immer eine unnatürliche Ruhe. Ihm fehlt die „Fickerigkeit“, so nennen die Soldaten das ängstliche Wesen furchtsamer Soldaten.

Sie marschieren langsam die steile Höhe hinan in grundlosem Schlamm dem Feuer entgegen. Wie in einem Hochwald, in dem man Bäume gefällt hat, liegen hier die Toten meist deutsche Soldaten. Und jeder liegt anders da: mit aus-

gebreiteten Armen, das Gewehr fest in der Hand. Offiziere, den Degen vorge-  
streckt, das Gesicht zur Erde; andere kniend, den Kopf in den Acker gewühlt:  
mit ihren bleichen Gliedmaßen sehen sie aus wie Wachsfiguren im Panopti-  
kum.

Soldatenleben, hei! Das heißt lustig sein!

In einem Wagengleis liegt einer auf dem Rücken, die rechte Hand hält das  
Gewehr, mit der linken hat er sich im Todeskampf Rock und Hemd aufgerissen:  
Die blutige Todeswunde liegt frei. Um einen Offizier liegen zwölf, fünfzehn  
regungslose Gestalten, alle mit dem Gesicht zur Erde, auf der anderen Seite lie-  
gen sie in Schützenlinien, Schulter an Schulter. Der eine wollte gerade abzie-  
hen, hat den Finger am Drücker, das linke Augen eingekniffen. Er starrt noch  
im Tode auf den Feind, nachdem ihn die Kugel schon getroffen hat.

Plötzlich läßt das Artillerief Feuer nach. Das Feuer erlischt, der Staub verflüchtigt  
sich, man hört: streitende Spatzen.

Durch einen Laufgraben gelangen die 210er zum Schützengraben am Abhang  
des nach Norden abfallenden bewaldeten Berges.

Einer nach dem andern zwingt sich durch den Graben, in dem Leichen den  
Weg versperren, so daß man über sie hinwegklettern muß und dabei mit den  
kalten Händen und den Gesichtern und den noch blutenden Wunden in Berüh-  
rung kommt. Schlamm und Blut mischen sich an den Stiefeln.

In dreißig Meter Entfernung laufen die französischen Schützengräben, sowie  
sich ein Helm über der Brustwehr zeigt, pfeift es ihnen über die Köpfe hinweg.

Der Schützengraben ist ein Chaos von Erde, Steinen, Baumstämmen und Lei-  
chen, und je weiter sie gegen den linken Flügel kommen, desto schauerlicher  
wird es. Die Leichen liegen immer dichter innerhalb und außerhalb des Gra-  
bens. Am linken Flügel gleicht der Schützengraben eher einer vertieften Mulde  
– so zusammengeschossen ist er –, notdürftig ist eine Barriere errichtet, denn  
am andern Ende des Grabens liegen die Franzosen. Man sieht deutlich ihren  
Flankierungsschützengraben.

In dem Graben, der mit allen möglichen Ausrüstungsgegenständen aufgefüllt  
ist, sitzt man und steht man auf den Toten, als wenn es Steine oder Holzklötze  
wären. Gehirn, Gliedmaßen, Blut überall. Ob dem einen der Kopf zersto-  
chen oder abgerissen, dem andern der Brustkorb klafft, dem dritten aus dem Rock  
die Knochen herausragen – das kümmert keinen: Draußen in einem Granatloch  
sitzt ein junger Franzose, das Gewehr im Arm, den Kopf etwas geneigt, und die  
Hände hält er, wie zur Abwehr, vor die Brust, in der ein tiefer Bajonetstich  
klafft.

Ein Haufen Leichen liegt vor der Barriere; man muß ständig auf ihnen herum-  
treten und quetscht sie in den Schlamm hinein.

Auf einmal sieht Karl, daß eine der Leichen, unter drei andern liegend, sich zu

regen beginnt, ein bärtiger, strammer Franzose ist es, der die Augen aufschlägt und furchtbar wimmert. Er wird herausgezogen, kriegt zu trinken und fällt wieder in Ohnmacht zurück.

Am nächsten Morgen gibt's dann wieder ein Mordsbombardement, und gegen neun Uhr wird das Feuer vorverlegt, und man hört drüben bei den Franzosen ein Geschrei: „Allez, allez en avant!“ Hinter Sträuchern, Bäumen und Erdhügeln springen sie geduckt hervor, und die Mecklenburger sitzen da wie auf dem Schießstand. Wo ein Franzose von einer Deckung in die andere springen will, erreicht ihn die Kugel. Karl schießt mit einem französischen Gewehr, bis der Lauf glüht, das Wasser läuft an ihm herunter, und die Brille ist verschmiert von Schweiß und Erde. Neben ihm tut es einen leisen Aufschrei: „Mich hat's erwischt!“ Schultze mit „tz“.

Seht, er kommt mit Preis gekrönt...

Der rechte Arm hängt ihm schlaff herunter, zerschossen. Er kriecht zurück, und während Karl ihm nachsieht, surrt es an seinem linken Ohr vorbei.

Die Franzosen kommen bis auf 10, 15 Meter heran, dann ziehen sie sich zurück. Das ist der Moment zum Gegenstoß, raus aus dem Graben: „Hurra!“ und in den feindlichen Graben hinein.

Der Sturmangriff ist höchste Frühlingszeit  
in des Mannes Leben...

Dies sind die Bilder, die Karl nicht vergessen wird, wie er da hineinspringt in die Trichter, junge Burschen heben die Arme, andere laufen davon: Das ist also das Stürmen, so denkt er immer wieder.

Von Begeisterung darf man nicht sprechen in einem solchen Fall. Jeder wünscht sich tausend Meilen fort, und ein schöner Heimatschuß ist der stille Herzenswunsch eines jeden. Aber hätten sie am nächsten Tag wieder vorgemußt, so wären sie wieder aus den Gräben geklettert, aus Pflichtgefühl oder aus Gewohnheit: Der Befehl kommt und wird eben ausgeführt.

Manchen treibt auch noch die Scham vor dem Spott der andern, wenn er zurückbleibt. Denn wenn auch sonst der Soldat sich brüstet, daß es ihm gelungen ist, sich zu drücken, so wird doch nach einem solchen Tag ein scharfes Gericht gehalten, und jeder einzelne wird auf Herz und Nieren geprüft, ob er dabei war, ob er zurückgeblieben ist und wie er sich gehalten hat.

Am Abend kehrt Ruhe ein, kein Franzose zeigt sich mehr, und die 210er können ausschnafen. Sie durchsuchen das Gepäck der gefallenen Franzosen und finden Zwieback, Schokolade, Ölsardinen und Brot. Das schöne, weiße, französische Brot. Einer bringt ein ganzes Laib, das ist an einer Kante voll Blut. Nach kurzem Zögern wird das Blut abgeschnitten, das Brot wird geteilt und aufgegessen.

Auch Zigaretten werden gefunden, die beruhigen die im Schüttelfrost klappernden Nerven, starke Zigaretten.

Karl hält eine Pistole in der Hand, die hat er einem toten französischen Offizier weggenommen. Eine deutsche Pistole ist es, die dieser sicher einem deutschen Offizier aus der erstarrten Rechten gelöst hat. Sie liegt gut in der Hand, findet Karl. Praktischer als ein Gewehr. Und gefälliger auch als seine schwere Dienstpistole.

Karl hockt an der Grabenwand und starrt vor sich hin, die Pistole in der Hand. Ein Vorübergehender stößt ihn an, der meint, er wäre tot.

Anfang November 1918 kommen Abgeordnete aus Berlin an die Front, sie sollen die Soldaten beruhigen. Einer heißt Friedrich Naumann, der hat eine piepsige Stimme. Was will der denn? denken die Soldaten. Die Hand in der Tasche und mit der Zigarette im Mund hören sie sich an, was der sagt. Aber je länger er spricht, desto vernünftiger kommt ihnen das vor: Von Waffenstillstand spricht der Herr, und das klingt gar nicht schlecht.

„Wir werden sehr schwere Bedingungen erhalten“, sagt er, „aber wir müssen es schlucken.“

Also nicht halb Belgien behalten, diese gegen England gerichtete Pistole? Brauchen wir Belgien denn nicht? Ist man es den Flamen denn nicht schuldig, diesem lebenskräftigen, fleißigen und so eigenwilligen Menschenschlag, daß man dieses Volk vor der unrettbaren Verwelschung bewahrt?

„Flandern“ sollte diese germanische Provinz doch heißen, so hatte man es doch gesagt?

Und nicht für jeden toten deutschen Soldaten einen Quadratmeter Land erhalten, wie man sich das so ausgedacht hatte in der letzten Zeit?

Statt dessen womöglich noch was hingeben?

Nein, kein Belgien und auch kein Kurland behalten. Ganz im Gegenteil, tatsächlich noch was hingeben, allerdings nur Randgebiete, vermutlich ganz unwesentliche Randgebiete.

Damit muß man rechnen.

Am 11. November, um zwölf Uhr, sagt Hauptmann Brüsehaber zu den Seinen mit lauter Stimme: „Es ist Schluß, Leute!“ Am 11. November 1918, um zwölf Uhr, genauer gesagt, um fünf Minuten vor zwölf. Und zu den Maschinengewehrmännern, die die Hand am Abzug haben und die Patronengurte wie Schals um den Hals, die ihn angucken und nicht wissen, was das zu bedeuten hat, zu denen sagt er: „Entladen, lagern.“

Und da ist wirklich Schluß. Durch alle Gräben geht ein großes Aufatmen, man lehnt sich zurück und entspannt die Muskeln: „Schluß!“ Wirklich und wahr-

haftig Schluß. Und dann wird in die Luft geschossen, hüben wie drüben, sämtliche Leuchtmunition wird verschossen, ein Spektakel sondergleichen.

In vierzehn Tagen müssen die Deutschen das besetzte Land geräumt haben, andernfalls werden die Kampfhandlungen wieder aufgenommen, so heißt es in den Vereinbarungen.

„Unmöglich ist das“, wird gesagt, aber dann geht es doch. Der Rückmarsch vollzieht sich in guter Ordnung. Ein kalter, starker, alles durchdringender Wind weht, der den Soldaten einen nadelspitzen, feinen Eisregen ins Gesicht sprüht.

Licht aus! Messer raus!

Drei Mann zum Blutrühren!

Ein paar Revolutionsleute wollen den Offizieren ans Leder, aber das lassen die anderen nicht zu – so ist das ja nun nicht, daß die neue Zeit mit Chaos beginnt –, und angesichts der guten Organisation des Rückzugs und der Aussicht, bald nach Hause zu kommen, verstummt bald jede Opposition.

Daß Todesmut geweint hat, wird erzählt. Daß er angeblich geweint hat. Aber zu sehen ist er jetzt nicht; er ist wohl gerade woanders.

Schwer fällt es, durch die Landschaften zu stiefeln, die man mit Schweiß und Blut dem Feind entrissen hatte, ein bitteres Gefühl kommt auf: Alles umsonst, alles umsonst... so klingt es den Soldaten in den Ohren, während sie stumm dahinmarschieren, blödsinnig und traurig zugleich.

Germanski kaputt!

An weggeworfenen Ausrüstungsgegenständen geht der Marsch vorüber, an umgestürzten Kanonen und geplünderten Magazinen. Durch zerstörte Dörfer geht es, einsame Schornsteine im Schutt, und einmal werden sie beinahe durch die Explosion eines Dynamithaufens zerschmettert.

Sie kommen auch durch Lüttich, das sie schon auf dem Vormarsch kennengelernt haben, und die Belgier sind außer Rand und Band. Alle Straßen sind mit den belgischen Nationalfarben geschmückt, Schwarz-Gelb-Rot. Und die Kinder laufen neben den Marschkolonnen her mit belgischen Fahnen an Stöcken, und vaterländische Lieder singen sie, einstimmig und zweistimmig, die die Soldaten nicht kennen und nicht kennen wollen: Und da müssen sie durch.

In Köln marschieren sie dann über die Rheinbrücke mit Bagagewagen und dampfenden Feldküchen, in guter Ordnung, aber stumm. Vor dem schwarzen, stillen Dom steht General von Larisch und nimmt den Vorbeimarsch ab, neben sich hat er ein paar Revolutionsleute stehen, die zuerst die Hände in den Taschen haben und rauchen, es dann aber lassen. Neben sich hat er auch den Musikzug, doch die Instrumente bleiben eingepackt. Drasch-drasch-drasch, das ist die einzige Musik.

Bevölkerung säumt die Straßen und sieht sich die Soldaten stumm an, Frauen, na ja, die ihre Söhne verloren haben, und schwarzgekleidete Väter.

Da sind denn auch die jungen Mädchen, denen es immer wieder aus den Augen hervorbricht, und: drasch-drasch-drasch-drasch, die Soldaten mit wildem Gesicht: Nicht, daß sie tot sind, all die Kameraden, ist der Schmerz, sondern, daß man sie vergessen wird. Trotz aller Monumente.







# Hundstage – Aus dem Alltag eines Schriftstellers

(aus dem Roman „Hundstage“)

Alexander Sowtschick stand am Tor. Er blickte seiner Frau nach. Soeben war Marianne in ihrem Golf die Pappelallee hinuntergefahren und war, von Dorfhunden verfolgt, im Staub der Straße verschwunden.

Den ganzen Vormittag über war im Haus herumgerannt worden. Türemschlagen, treppauf, treppab, dies noch vergessen, das. Nun war alles ausgestanden, nun war alles in Fluß: Marianne würde die Autobahn erreichen und mit größer werdender Geschwindigkeit dahinfahren, immer weiter, immer weiter, dem an langen Winterabenden erarbeiteten Urlaubsziel entgegen: Isle de Camps an der Atlantikküste, weiß Gott weit weg! Das Meer, nicht wahr? Die schäumenden Wogen und im nahen Städtchen ein Lokal, in dem es ungewöhnliche Leckereien zu essen geben würde.

In früheren Jahren waren die Eheleute gern gemeinsam gefahren. Italien, Spanien, Schottland. „Morgens eine, mittags zwei und abends drei Kirchen“, wie sie scherzten. Sogar eine Kreuzfahrt hatten sie unternommen, in die Karibik, mit Bingo und Captain's Dinner – doch ohne rechten Gewinn. Sowtschick war kein Urlaubsmensch. Unter dem folkloristischen Getrommel von Eingeborenen, im Menschengewimmel eines Bazars oder in der abgeschiedenen Ruhe eines kühlen Museums hatte er seiner Frau nörgelnd die schönsten Tage verdorben, alle schönsten Tage. Im letzten Jahr: die Tour durch Burgund, romanische Kirchen... Abgesehen davon, daß es die ganze Zeit geregnet hatte, waren es die Kirchen selbst gewesen, die Sowtschicks Abscheu erregten: alle Skulpturen geköpft, Bischöfen und Königen die Augen ausgekratzt: das Werk rachsüchtiger Revolutionäre; im Reiseführer hatte davon nichts gestanden. Sowtschick war laut geworden, im Hotelzimmer, nachts, und Marianne hatte geweint. Am nächsten Tag war man sich einig gewesen: Nie wieder Urlaub gemeinsam. Und so hatte sich Marianne denn für dieses Jahr die französische

Atlantikküste ausgesucht. Man würde zur Ruhe kommen, Marianne in der Ferne und Alexander zu Hause.

Sowtschick würde tun und lassen können, was ihm beliebte: Morgens vor Sonnenaufgang tief atmend auf die Terrasse treten oder erst zu Mittag aufstehen, vom Schnabelwetzen der Vögel an Zeit und Ewigkeit erinnert. Nächtelang im Hause auf und ab gehen, ohne gefragt zu werden: „Hast du was?“ Nach Hamburg fahren, ohne etwas mitbringen zu müssen, zu fasten oder zu schwelgen, ohne Tabletten hingeschoben zu bekommen.

Während Marianne ihren Körper der Sonne preisgab, irgendwo im Westen, fern im fernen Frankreich, käme er in der Stille seines Hauses ganz zur Ruhe, unraisiert und – ja, warum denn nicht – auch einmal ungewaschen.

Alexander Sowtschick schloß das Tor. Das weiße Gartentor – auf den Pfosten große Kugeln – war ein herrschaftliches Gartentor, und das Haus, das seine Großzügigkeit nicht so ohne weiteres preisgab den Blicken der Vorübergehenden (wie es in der Architekturzeitschrift „Form“ gestanden hatte), lag hinter dem vom Wind bewegten Bäumen breit und behaglich da.

Sowtschick sah noch einmal die Dorfstraße hinunter, in der sich der Staub bereits verzog – die Hunde hatten längst die Verfolgung aufgegeben –, er hob eine zerknüllte Bierdose auf, die irgend jemand auf sein Grundstück geworfen hatte, und schleuderte sie auf die Straße. Dann nahm er die Post aus dem Kasten und ging, die Briefe wie Spielkarten sortierend über den Kiesweg dem Hause zu. Seine drei Hunde gaben ihre für den Abschied dosierte Lebhaftigkeit auf und liefen voraus: zwei Corgies mit langen Ohren und kurzen Beinen, die jedermann für Promenadenmischungen hielt, und ein Collie, schon ein wenig angejährt, nichtsdestoweniger freundlich lächelnd.

Sowtschick und seine Hunde traten in das Haus. Sie durchquerten die dunkle Halle und verschwanden in der Küche, wo Sowtschick den Kühlschrank öffnete, den er „Eisschrank“ nannte. Während die Hunde sich setzten, entnahm Sowtschick ihm einen Stoß Salamischeiben und fütterte abwechselnd sich damit und die Tiere, wobei er streng darauf achtete, daß die Corgies „Männchen“ machten, so wie er es ihnen beigebracht hatte. „Männchen“ war schließlich das mindeste, was man verlangen konnte. Dem Collie war dies erlassen. Abgesehen davon, daß es fraglich war, ob die Anatomie des Tieres diese Position überhaupt zuließ. Eine solche Demutshaltung von einem älteren Herrn zu verlangen, wäre Sowtschick unziemlich erschienen. Es gibt Grenzen, die der Takt vorschreibt.

Im Kühlschrank standen, auf Plastikgefäße verteilt, die „Gerda“ hießen, verschiedene Mahlzeiten, im voraus gekocht, eine Linsensuppe, kalte Frikadellen, grüne Bohnen und eine Schüssel Pellkartoffeln, die bei äußerster Einschränkung für drei Tage je ein Bratkartoffelgericht ergeben würden. Auf der Linsensuppe stand ein Kärtchen. Liebster Mann! war darauf zu lesen, in den vertrauten runden Buchstaben, etwas fliehend und an den lieben runden Kopf erinnernd mit den klaren Augen, an den man den eigenen lehnen konnte in schweren Stunden. Liebster Mann!

Sowtschick nahm das Kärtchen an sich. Er warf die Tür des Kühlschranks zu und seufzte einmal tief auf, so wie die Hunde es taten, die ihren Dressurakt in sich zusammenfallend aufgaben, um sich gleich darauf in der Halle vor dem bis zum Boden reichenden Fenster auf die roten Fliesen zu legen, wo sie bereits von Stubenfliegen erwartet wurden.

Alexander Sowtschick ging in sein Arbeitszimmer hinüber, vom Architekten „Studio“ genannt, einen saalartigen Flachbau, der durch einen Büchergang mit dem Wohnhaus verbunden war. Der Büchergang war zweiundzwanzig Meter lang, Sowtschick maß ihn immer wieder aus, er freute sich, daß in der Architekturzeitschrift gestanden hatte: „Minutenlang geht man hier an Büchern vorüber...“

Mitten in dem Studio, das mit seinen alten Möbeln an ein Refektorium erinnerte, stand der Schreibtisch, an dem Sowtschick, durch breite Fenster auf norddeutsche Wiesen blickend, das Schreiben seiner Bücher zelebrierte, denn, dies ist nachzutragen, Alexander Sowtschick war Schriftsteller. Was er der Welt zu sagen wußte, floß ihm zwar nicht leicht, aber doch regelmäßig aus der Feder, und die Welt nahm es an, wovon das Haus zeugte, mit Halle, Büchergang und Studio und diversen, in den von der Zeitschrift als „Park“ bezeichneten Garten sich vorschiebbenden gläsernen Anbauten.

Sowtschick legte die Postsachen zu anderen Briefen, die bereits auf dem Schreibtisch lagen, wodurch der Stapel ins Rutschen geriet. Sich auffächernd, glitten die Briefe über die glatte Tischplatte und segelten auf den Fußboden: Ansichtskarten, Briefschaften verschiedenen Formats, Air-Mail-Letters, besetzt mit fremdartigen Frankaturen, und breite Drucksachen, Kataloge enthaltend, in denen sehr billige oder sehr teure Bücher angepriesen wurden, Investitionsangebote „nach dem Bauherrenmodell“ oder Hochglanzprospekte mit großäugigen Kindern auf dem Deckblatt: „Denkt an die Dritte Welt“. Der Hinweis auf „Adhäsionsverschluß“ führte gewöhnlich dazu, daß Sowtschick die Drucksachen ungeprüft in den Papierkorb warf.

Sowtschick hatte den Briefen zugesehen, wie sie über den Fußboden rutschten. Er bückte sich nicht, um sie einzuschaukeln: Bücken – nie wurde er die Vorstellung los, daß ihm beim Bücken eine Ader platzen würde im Kopf, heiß und elektrisch, und daß er womöglich, eine unleserliche Ansichtskarte aus Kairo in der Hand, am Boden verröchelte.

„Hätte man ihn sofort gefunden, dann wäre er vermutlich noch zu retten gewesen...“

Eine solche Feststellung in seinem Nekrolog wäre Sowtschick stilllos erschienen: Er dachte eher daran, daß sein Leben jenseits der Achtzig ganz allmählich auslief. Und er sah sich auf dem Sterbebett liegen, den Blick verlöschend auf ein über ihn gebeugtes Mädchen gerichtet, das ihn liebevoll anschaut: Blond müßte es sein, das wäre wünschenswert.

Sowtschick setzte sich an den Tisch und faltete die Hände unter dem Kinn. Die Wiener Bronzen (ein Hahn und zwei Hennen), das Briefmesser mit dem Jadegriff, das Paperweight aus Bristol – so war man denn nun allein. Mit der sich

vergrößernden Entfernung zwischen der dahinsausenden Marianne und ihm fielen Magendruck und Puls ab, die Stirn glättete sich, und ein Lächeln erheiterte seine Züge. Sechzig Jahre alt, die Steuern gezahlt. Es war, als ob er in jüngere Jahre hinunterlieferte, hinauf oder hinunter, wie man's nimmt.

Es fehlte nicht viel, und er hätte den Hausmantel auseinandergerissen und frei! geschrien. Ich bin frei! Von diesem Ausruf hielt ihn sein Temperament und der Anblick der Briefe auf dem Boden ab, die er in den nächsten Tagen beantworten mußte, denn Frau Nerger, die sich sonst um seine Korrespondenz kümmerte, war schon vor Tagen nach Gran Canaria geflogen. Der stetig anwachsende Postberg würde seiner Freiheit Schranken setzen. Wieso eigentlich? fragte er sich. Hatte er nicht ebenfalls einen Urlaub verdient? Warum mußte er sich schinden?

Auf Angebote zur Beteiligung an Anthologien verzichtete er gern, und Briefe zu lesen, in denen stand, daß seine Romane sich wie eine kühle Hand auf eine heiße Stirn legen, darauf war er nicht erpicht. Er wußte, daß auch jener lila Brief, der bis unter den Flügel gerutscht war, nicht das Liebesgeständnis einer jungen Dame enthielt, eines „Teenagers“, wie er immer noch sagte, oder einer „Tussi“, wie es neuerdings hieß, was er einem Handbuch der Jugendszene entnommen hatte, mit der er sich eventuell, Literarisches vorschützend, irgendwo mal treffen könnte. Dieser Brief, lila und mit grüner Tinte adressiert, dessen Absender allerdings und offensichtlich eine „Tussi“ war, würde das Geheimnis enthalten: „Ich habe Sie mir gewählt...“, als Thema für eine Semesterarbeit nämlich. Und dann eine endlose Reihe von Fragen, womöglich schon bis nächsten Donnerstag zu beantworten: „Warum schreiben Sie?“ Oder: „Welche Position nimmt der Erzähler in Ihrer Prosa ein?“ Oder gar: „Wann endlich wenden Sie sich heutigen Zeiten zu?“ Es genügte seinen Lesern nicht, daß er in ziemlich dicken Romanen „Vergangenheit aufarbeitete“, vergnüglich aufarbeitete, wie es Sowtschick vor einigen Tagen in einer Reklame seines Verlages hatte lesen müssen, nein, die Leser wollten ihr jetziges Leben beschrieben, eigenes Tun und Treiben gespiegelt, ja gedoppelt sehen.

Alexander Sowtschick ließ die Briefe liegen, wo sie lagen, er setzte sich an den Flügel, in dessen schwarzer Politur sich die Landschaft spiegelte, und blätterte in den Noten: die D-Dur-Sonate von Mozart. Seit er in einem Godard-Film diese Sonate gehört (und gesehen) hatte, auf einem Bauernhof dargebracht, neben Misthaufen und Schweinestall, liebte er sie. Köchelverzeichnis 576, „Jagdsonate“ genannt, vom Komponisten selbst als leicht zu spielen bezeichnet, trotzdem heikel für einen Laien wie Sowtschick.

„Wann endlich wenden Sie sich zeitgemäßerer Themen zu?“ ... War Mozart etwa nicht zeitgemäß? Oder Shakespeare? Hatte der „Mann mit dem Goldhelm“ die Welt verändert und war nach der „Fünften“ alles besser geworden? Sowtschick fühlte sich jenen Riesen zugehörig, die laut Nietzsche über die öden Zwischenräume der Zeiten hinweg, ungestört von mutwilligem lärmenden Gezwerge, welches unter ihnen wegekriecht, hohe Geistergespräche führten, die nicht von heute, hier und jetzt handelten, sondern von den ehernen Geset-

zen des Lebens. Ach, während Sowtschick die Sonate spielte, genauso nachlässig übrigens, wie es bei Godard geschah, wenn auch nicht so fehlerfrei, wurde ihm klar, daß er mit seinen Büchern nicht zu den von Nietzsche beschriebenen Riesen gehörte, die sich über dem Gezwirge hinweg was zurufen, auch wenn er danach immer wieder zielte, jeden Tag acht Stunden lang. Vier Stunden lang, wenn er ehrlich war, aber er hatte es sich nun einmal angewöhnt, acht Stunden zu sagen, was er gelegentlich sogar auf zehn steigerte.

Von seinem Klavierspiel ermuntert, kamen die Hunde herbei. Erst die Corgies, Doris und Jockel, dann der zottige Percy mit seiner grauen Schnauze. Über die ausgestreuten Briefe liefen die Tiere, und sie legten sich neben den Flügel. Dies war auch für sie schön: das still-nachdenkliche Herrchen, eines der angenehmeren Klanggebilde spielend, an Jagdhörner und an Wald erinnernd. Es war zu hoffen, daß es ihm nicht einfallen würde, jenes andere Klavierstück hervorzuholen, von dem sie als Hunde natürlich nicht wissen konnten, daß es von einem Russen namens Prokofjew stammte, jenes wild-laute Stück, mit dem Sowtschick seine Gäste gern verblüffte.

Sowtschick spielte täglich Klavier, wenn auch nicht drei oder gar fünf Stunden, wie er es den Journalisten gern erzählte. Er übte ganz regulär mit kleinen Selbstbestrafungen, wenn er bei kniffligen Stellen versagte. Er tat dies nicht, um Virtuose zu werden, er hatte nie vorgehabt, anderen Menschen damit zu imponieren. Er verleibte sich Kulturgut ein, aus einem freudigen Pflichtgefühl heraus, wobei ihn ein kindliches Vergnügen am Melodischen bei der Stange hielt. Manche Stücke mied er, weil sie dieses Bedürfnis nicht befriedigten. Andere übte er ausdauernd, um es seiner zänkischen Klavierlehrerin heimzuzahlen. „Dann hat er also doch Talent?“ hörte er sie sagen, und das freute ihn. Immer hatte er imaginäre Zuhörer bei seinem Spiel. Den Vater mit dem goldenen Zwicker oder die Mutter, an den Türrahmen gelehnt, leise mitsummend, nun schon so lange tot... Manchmal stellte er sich vor, daß Rubinstein durch ein türkisches Schicksal das Augenlicht eingebüßt hätte und mit von Gicht verknoteten Fingern neben ihm säße, und ihm allein, Sowtschick, sei es vorbehalten, dem Virtuosen noch ein letztes Mal jene Klänge in Erinnerung zu rufen, mit denen er sich und der Welt Glanz verschafft hatte.

„Mein Mann spielt jeden Tag, Stunde um Stunde“, erzählte Marianne ihren langgliedrigen Freundinnen, deren Männer dies eben nicht taten, geschweige denn, daß sie Bücher lasen (Sowtschicks Bücher lasen sie schon gar nicht). Sie war stolz auf das Klavierspiel ihres Ehemannes, was diesen zwang weiterzumachen, auch wenn er längst seine Grenzen erreicht hatte.

An diesem Tag spielte er die „Jagdsonate“ von Mozart, und er spielte sie gut, wenn man von den Fummelstellen im langsamen Satz absieht, die ihm noch nie recht geglückt waren. Er ließ den Schlußakkord nachhallen, und dann sah er auf die Uhr und stellte fest, daß es bereits auf zwei zuging. Marianne mußte jetzt, so rechnete er aus, in der Gegend von Münster sein. Noch würde sie den Sog von zu Hause spüren, bald aber würde sie schneller fahren, schnell und immer schneller.

Sowtschick schloß alle Türen ab und entschied sich, in der Hitze dieses Sommertages erst einmal Siesta zu halten. Das Schlafzimmer lag im ersten Stock, und zwar nach Osten. Es standen zwei Betten darin, Ehebetten der Erstaussstattung, aber nach fünfundzwanzig gemeinsamen Jahren hatte es sich eingebürgert, daß Marianne im zweiten Stock schlief, „unterm Dachjuchhe“ wie das genannt wurde. Sowtschick hatte das andere Bett belegen können mit Büchern und Zeitschriften jeder Art. Da lag all das, was er gern lesen wollte oder was er schon längst hätte lesen müssen, germanistische Zeitschriften und allerhand Philosophisches, wozu er sich jedoch nicht zwingen konnte.

Gern griff er zu Kunstbänden, in denen gezeigt wurde, wie das Kloster Sowieso vor fünfhundert Jahren ausgesehen hatte, und daß es später Pferdestall oder Schnapsfabrik geworden war, vom Kreuzgang nur noch phantasieanregende Reste. Manchmal las er auch Biographien berühmter Männer, wobei er sich stets zuerst den Schluß vornahm, um zu erfahren, wie sie zu Tode gekommen waren. Polarexpeditionen und sibirische Gefangenschaften – das war die rechte Lektüre für heiße Tage. Für diesen Sommer hatte sich Sowtschick ein Buch herausgesucht, das er schon mehrmals gelesen hatte, es hieß „Unternehmen Cerberus“ und handelte von deutschen Schlachtschiffen, die im Februar 1942 den Ärmelkanal unter den Augen der Briten in Richtung Heimat passieren, ein verblüffendes Husarenstück, wie es seit den Tagen der spanischen Armada nicht mehr versucht worden war: Berge aus Stahl durch das aufgewühlte eisige Wasser stampfend... Das war für Sowtschick eine angenehm-gruselige Vorstellung, die ihn die sommerliche Hitze und das Frei-Offene seines Hauses noch behaglicher erscheinen ließ, als es ohnehin der Fall war.

Sowtschick legte sich auf das Bett, las ein paar Seiten, dann klappte er das Buch zu und sah an die Holzdecke. Der Architekt hatte den Fehler gemacht, ihn beim Einzug auf zwei zusammengehörige Bretter hinzuweisen, die sich trotz allen Umstapelns an der Zimmerdecke direkt nebeneinander wiedergefunden hatten: An Astknorren war das zu erkennen. Sowtschick suchte, wie er es immer tat, die Bretter ab, ob sich nicht doch noch ein Paar finden ließe. Es wäre doch sonderbar, dachte er, wenn es ihm nach all den Jahren gelänge, doch noch ein Paar zu finden. Wenn Marianne wiederkäme, würde er sie ins Schlafzimmer führen und es ihr zeigen, das kleine Wunder: „Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden.“

Vor dem Fenster regte sich die große Pappel. Als Sowtschick die Augen zumachte, sah er auf den geschlossenen Lidern fotozellenartig den Fensterrahmen mit dem Geäst der Pappel sich abzeichnen und allmählich verblassen. Dies habe ich der Welt abgetrotzt, hatte er noch Zeit zu denken, daß ich hier am hellichten Tag liegen kann und schlafen... Die Zellen seines Körpers, im Gehirn und in den Gliedmaßen, wurden durch Erschlaffung und Schwerkraft zusammengedrückt, sie schoben sich dichter an- und aufeinander, sie ließen sich aufeinander nieder wie ermattete Vögel. Die Moleküle im Gewebe seines Körpers hielten inne in ihrem rasenden Umeinander und sanken zu Boden: Sowtschick schlief ein.



Am nächsten Morgen hielt der Inder seinen Einzug, und zwar auf einer bordeauxfarbenen, metallicglänzenden BMW. Maschine abstellen, aufbocken, Handschuh ausziehen; Helm abnehmen – es dauerte eine Weile, bis er Sowtschicks dargebotene Hand schütteln konnte: Er tat das hoheitsvoll, „Die Übergabe von Breda“, so in diesem Stil.

Das Bellen der herumspringenden Hunde war festlich zu nennen. Sie bedauerten, daß in diesem Augenblick keiner ihrer minderrassigen Kollegen vorüberkam, die es allenfalls mit Omas und Tanten zu tun hatten und niemals einen so herrlichen Besuch kriegten, wie sie jetzt hier. „Sitz!“ sagte der Inder, und „Platz!“, und sie folgten ihm aufs Wort, obwohl weit und breit keine Salami-scheibe in Sicht war. Er war ein schöner Mann, groß und schlank, „apart“, wie Marianne es ausgedrückt hätte, mit einem schwarzen Bart und dichtem schwarzen Haar, das er auf dem Kopf zu einem Dutt gedreht hatte. Sowtschick holte die Minolta und machte Fotos, und der Inder tat ihm den Gefallen, er setzte sich nochmals auf die Maschine und markierte Ankunft. Sowtschick knipste, von fern und von nah: So hatte man denn nun einen Inder sich eingefangen, das war doch mal was anderes.

Die Maschine wurde versorgt, und der junge Mann ging in das Haus, ohne Notiz zu nehmen von dessen Größe. (Wahrscheinlich bewohnte er in Indien ein marmornes Besitztum mit Säulengängen und künstlichen Teichen.) Während er duschte, lief Sowtschick von einem Zimmer in das andere und richtete, wo es passen wollte, strenge Ordnung oder geniale Unordnung an, er verwandelte seine Heimstatt in ein Künstler-Landhaus, das es an sich ja war. Schließlich kam der Inder die Treppe herabgestiegen als ein junger Gott: Einen lila Turban hatte er auf dem Kopf, wirklich und wahrhaftig. Er klingelte an einem der herunterhängenden Glöckchen und gab dem herbeieilenden Sowtschick einen Zettel mit Nahrungsmittelwünschen, in tadellosem Deutsch geschrieben. Dann verschwand er ohne weiteres in der Küche und begann dort zu werkeln. Sowtschick aber dankte Gott, daß er nicht eine womöglich populo-se Juristin engagiert hatte, allwissend und nichts verstehend. Er raste mit seinem Auto zum Kaufmann und holte ein Huhn, Bananen, Erdnüsse, verschiedenes Gemüse und – „Wir haben nämlich indischen Besuch“ – brachte alles seinem neuen Hausgenossen, der schon bald von Kochdunst eingehüllt in der Küche stand und in den Töpfen rührte. Während er hier ein wenig schnibbelte, dort schrabte und mit dem Messer nach Art eines Fernsehkochs Zwiebeln zerteilte, erzählte er Sowtschick von seiner indischen Heimat, von der Armee vorzugsweise, die neue Panzer mit elektronischer Zielverfolgung eingeführt habe.

Sowtschick konnte sich nicht satt sehen an den schlanken Gliedmaßen des Jünglings, die Hände schon allein und das glutvolle bebartete Gesicht unter dem kunstvoll gelegten Turban.

Als Sikh war der junge Mann keinesfalls vegetarisch eingestellt. Gegen das Huhn bestanden keine Bedenken. Einem kämpferischen Volk gehöre er an, sagte er, tapfer, unbeugsam und: nicht vegetarisch. Ganz anders als die faulen

Hindus, die in seinen Augen Gelichter waren, faul, untüchtig und gänzlich im Eimer, vom dauernden Pflanzenessen über Generationen hinweg schon hirngeschädigt.

Sowtschick holte seine Minolta und machte auch in der Küche Fotos. Er kniete sich neben den Herd, um das edle Antlitz von unten dampfchwadenumnebelt aufzunehmen. Danach sprang er in seine Fluchtborg hinauf und schrieb in sein Tagebuch: „Apahasi angekommen, vielversprechende Neuerwerbung...“, schilderte dessen Feingliedrigkeit und Tatkraft und rannte in den Keller, um zu sehen, ob dort noch Früchtekonserven stünden, die er dem Mann anbieten konnte. Wieder hinauf in die Fluchtborg: „Haare und Bart lassen sich diese Leute lang wachsen... Imponierend irgendwie. Nun, wir werden sehen.“

Das Brutzeln in der Küche hielt an, sämtliche Herdplatten waren in Betrieb. Größere und kleinere Töpfe standen unter Dampf, mal hier angeschubst, mal da. Der junge Mann redete von Männer-„Froidschiff“ und von Kampfesmut und klatschte gleichzeitig mit seinen sauberen, innen übrigens hellhäutigen Händen Mehlfäden zurecht, die er auf mit Fett bestrichene Bleche warf und in den Bratofen schob.

Es war drei Uhr mitteleuropäischer Zeit, als er endlich die Küche verließ und mit dem vollen Tablett die Halle ansteuerte, in der Sowtschick normalerweise nie aß. Die Speisen wurden verteilt, und auch die schweifwedelnden Hunde bekamen was, und zwar in drei von Marianne besonders gehüteten Porzellan-schüsseln.

Dann saßen die beiden Männer, durch zwei Meter Tisch voneinander getrennt, unter dem flandrischen Kronleuchter: Sowtschick, der europäische Autor, dessen Bücher vom Publikum angenommen wurden, und Apahasi, Licht und Glut des Ostens. Sie hoben die Deckel von den Schüsseln ab wie im Märchen vom Topf mit der weißen Schlange. Sowtschick hatte erwartet, daß der Inder vielleicht ein Gebet sprechen würde, die hellhäutigen Handflächen gegeneinandergelegt, er wäre ohne weiteres bereit gewesen, ihm zu assistieren, Räucherwerk abzubrennen oder mit einem Glöckchen zu läuten – nichts Derartiges geschah.

Der junge Mann, der übrigens fabelhaft Deutsch sprach, langte sich dies und das, nahm vom zerteilten Huhn, streute Erdnüsse darüber und legte sich geschmorte Bananen auf: Sowtschick kam aus dem Staunen nicht heraus. Und, obwohl er seinen Tagesablauf absolut gestört sah (der Mittagsschlaf war für ewig dahin), lauschte er fasziniert der verkündigungsartigen Rede seines Gastes. Bei Reis und Currysauce erfuhr er alles über die Sikhs, und gegen Ende des langen Mahls war er bereits im Bilde über die religiösen Eigenarten dieses Volkes, über die Karmalehre und den Geburtenkreislauf. Er fand alles sehr vernünftig, und er wunderte sich, daß nicht die ganze Welt so dachte wie dieser junge Mann.

Nach dem Essen wurde alles in die Küche getragen, sofort sauber abgewaschen und, Schüssel in Schüssel, fortgestellt. Sowtschick mußte ziemlich lange war-

ten, bis er seinen Gast in den Innenhof zu einer Tasse Kaffee einladen konnte, den er selbst bereitete. Der junge Mann setzte sich in Sowtschicks bequemen Spezialstuhl, ließ sich den Kaffee einschenken und Zucker und Sahne reichen. In seinem etwas näselnden, aber sonst einwandfreien Deutsch berichtete er Sowtschick, die Hunde kraulend, daß er als Sikh zu der Vereinigung der Reinen gehöre, die weder Messer noch Schere an ihr Haar lassen, ständig einen Turban tragen, einen silbernen Armreif und ein Schwert, und Sowtschick stand Höllenqualen aus, weil er entdeckte, daß er den Brunnen nicht angestellt hatte. Zu diesem Zeitpunkt fiel es Hessenberg ein, seinen Autor zu kontaktieren: Halb fünf, das war die beste Zeit, um sich vergnüglich nach dessen Befinden zu erkundigen und nebenbei an eine Lesung in Hamburg zu erinnern, die dem Buchhändler dort in die Hand versprochen worden war.

Sowtschick gab sich kurz angebunden. Er habe indischen Besuch, sagte er, und für verlegerische Erfolgsmeldungen hatte er kein Ohr. „Wir müssen uns gelegentlich mal wieder sehen“, sagte er, „allmählich wird das ja wohl auch Zeit...“ Und dann sah er zu, daß er so schnell wie möglich in den Innenhof kam, wo sich der Exote unter den fächernden Kübelpalmen die Zähne mit einem Hölzchen sauberstocherte.

Sowtschick drehte den Brunnen an und erfuhr, daß sein Gast nicht nur einfach „Apahasi“ heiße, sondern zusätzlich noch „Singh“, folglich Apahasi Singh, weil er nämlich zur Vereinigung der Reinen gehöre, die stets einen silbernen Armreif und ein Schwert tragen und die Haare unbeschnitten lassen. „Singh“ bedeute „Löwe“.

In diesem Augenblick wurde Sowtschick schon wieder ans Telefon gerufen, Carola Schade, die nicht dazusein pflegte, wenn man sie anrief, wollte eines ihrer endlosen Gespräche mit ihm führen.

„Es geht momentan absolut nicht, Liebes, ich habe das ganze Haus voll Inder, alles Germanisten aus Delhi...“ So sprach er, und am besten wär's, sie käme mal vorbei, da könne sie ihr blaues Wunder erleben.

Im Innenhof flüsterte der Brunnen zärtlich: „Sowtschick, Sowtschick, Sowtschick...“, und die Palmen fächernten. Der Tisch war abgeräumt, tadellos, und der Inder war verschwunden. Auch die Hunde waren fort, ein Sperling suchte den Boden nach Kuchenkrümel ab.

Vorsichtig begab Sowtschick sich auf die Suche nach seinem Gast, vorsichtig, damit der nicht etwa den Eindruck bekäme, er werde kontrolliert. In der Küche war er nicht und in der Bibliothek auch nicht. Er saß in Mariannes kleinem Pavillon, obwohl darin eine Affenhitze herrschte. Aus einer der zierlichen Jugendstilkaraffen hatte er sich Likör eingegossen, der seinerzeit – vor fünfzehn Jahren – nur wegen seiner Farbe in die Karaffe gefüllt worden war, und sprach mit den drei Hunden, die auf Mariannes buntkariertem Kelim lagen...

Er liebe süße geistige Getränke, sagte der Inder, und in seiner Heimat sei es üblich, nach dem Essen zu ruhen.

Nun, hiergegen hatte Sowtschick nichts. Er schloß die Tür leise, obwohl er etwas besorgt war. Ehen vor Gericht? Marianne war so eigen mit ihren Sachen, mit all den Gläsern, Gläschen und Sweetmeats, hoffentlich würde der Gast nichts in Unordnung bringen.

Dieser junge Mann war eine außerordentliche Neuerwerbung. Allem Anschein nach aus guter Familie, schön und intelligent – vielleicht waren mit ihm ja hohe Geistesgespräche zu führen, über die öden Zwischenräume des Lebens hinweg? Nicht über Parteiungen und öffentliche Mißstände, damit mochte sich das Gezwerge abgeben. Nein, über hohe und höchste Dinge, die einem dann schon noch einfallen würden. Wenn wieder einmal ein Journalist käme, der von Elfenbeintürmen spräche, in denen Sowtschick sich vermutlich gern aufhalte, den dann auf den Inder verweisen, daß man zur Tat geschritten ist, Dritte Welt und so weiter und so fort. Das Mädchen Erika und der Inder, das waren soziale Aktivitäten, die sich in seiner Biographie gut aufnehmen würden. Er lachte still vor sich hin. Was man nicht alles erlebt, dachte er, sonderbar, sonderbar. Daß das Leben jedem Roman an Erfindungsreichtum überlegen ist, stand fest. Wie würde von Dornhagen gucken, wenn er hier nichtsahnend aufkreuzte! Etwas Weltoffenes würde sich dem Bild Sowtschicks in der über ihn zu schreibenden Biographie gesellen, und er überlegte, ob er nicht irgendwo noch einen Neger aufreiben könnte, oder einen Chinesen.

Sowtschick erfrischte sich im Schwimmbad. Er schwamm kraftvoller als sonst und zählte laut die Runden: Dreiundzwanzig, vierundzwanzig, fünfundzwanzig... Jeden Tag eine mehr, Körperbeherrschung, eiserner Wille. Danach kamen die Heimtrainer an die Reihe, ein feststehendes Fahrrad und eine Art Ruderboot. Auch das letzte Gramm Fett würde er sich noch wegtrainieren, dem Abendland mußte Ehre gemacht werden.

Dann spielte er Klavier, wobei er sich vorstellte, daß der Fremde, der sich vermutlich in seinem Zimmer langgemacht hatte, die Ohren spitzen würde. Kulturgut von gleich zu gleich, das Tadsch Mahal und Maria Laach, ewige Werte hier wie dort: Sowtschick spielte die „Jagdsonate“ so gut, wie er sie noch nie gespielt hatte. Rubinstein zur Rechten und die Klavierlehrerin zur Linken wunderten sich, und in der Ferne nahm der Vater seinen goldenen Kneifer ab: Konzert für Millionen.

Was abendländische Kultur betraf – warum sollte er mit dem Fremdling nicht eine Deutschlandtour unternehmen? Die Weser aufwärts, den Rhein... In weißen, einsam daliegenden Hotels absteigen und sich die Koffer hineintragen lassen? Der Schwarzwald... Oder Regensburg? Und während der Fahrt über Kunst sprechen, „Maria im Rosenhag“ und „Der Mann mit dem Goldhelm“ und im Autoradio ganz leise die „Fünfte“ ...Eine Kontrollschaltung im Fernsehapparat ergab Statistiken über die Zunahme von Ladendiebstahl sowie einen Speiseeisskandal in Spanien: Tausende von Urlaubern wälzten sich qualvoll in ihren Hotelbetten.

Sowtschick ging in die Küche, die aufgeräumt und blankgewischt war. Der große Tisch war an die Wand gerückt, die Kaffeemaschine stand mit umgenuddelter Schnur in der Speisekammer, desgleichen der Korb mit den Kartoffeln: durchaus zu begrüßende Neuerungen.

Um dem Hausgenossen eine Freude zu machen, deckte Sowtschick den Abendbrottisch, und er tat dies äußerst leise, damit er nicht aufgeschreckt werde. Er sortierte Wurst- und Käsescheiben auf verschiedene Teller, polierte Tomaten, schnitt Gurke und deckte mit dem guten Silber, das Marianne aus Angst vor Dieben nicht im Küchenschrank liegen hatte, sondern unterm Dachjuchhe!

Nachdem alles aufgestellt war, und als auch der Tee bereits, der gute, auf dem Stövchen stand, zündete Sowtschick noch zwei Kerzen an. Dann stieß er an verschiedenen Hängeglöckchen und ging hinauf und klopfte an die Tür des Gästezimmers: Nichts regte sich. Er linste durch das Schlüsselloch und klinkte behutsam auf: leer. Nun, dies war seltsam. Wo mochte der Mann stecken?

Sowtschick durchsuchte das ganze Haus, schließlich stellte er fest, daß das Motorrad nicht da war. Aha. Da war der Gast also ausgeflogen. Merkwürdig, aber ohne weiteres in Ordnung, schließlich war dieser Mann ein freier Mann, der tun und lassen konnte, was er wollte. Wieso er allerdings das Tor nicht geschlossen hatte, war nicht einzusehen. Nun würde man lange auf die Hunde warten müssen, die sich hoffentlich nicht wieder über die Hühner der Nachbarn hermachten wie im vorigen Sommer, was endlose Scherereien nach sich gezogen hatte.

Sowtschick löschte die Kerzen und überlegte: Was sollte er tun? Der Nachmittag war schon ruiniert – sollte er den Abend auch noch drangeben? Das sah er nicht ein, es war bereits neun. Jetzt mußte gegessen werden, und Sowtschick setzte sich und langte zu. Hin und wieder stand er auf und sah hinaus, ob er nicht ein Motorrad hört – nichts.

Nach dem Abendessen legte Sowtschick Schubert auf und ging hinaus auf die Terrasse. Er warf sich in eine den Blutkreislauf schonende Gesundheitsliege und sah in seinen parkartigen Garten hinein, in dem einzelne Bäume mit kleinen Scheinwerfern beleuchtet wurden. Auf dem Rasen waren die größten Maulwurfshaufen Europas zu besichtigen, und zwar in großer Zahl.

Hundertdreißig Kilometer westlich des nächsten Atomkraftwerks, die richtigen Bäume angepflanzt (widerstandsfähig gegen sauren Regen) und einen Roman angefangen, dessen Ertrag es vielleicht ermöglichte, „auszusteigen“, sich in Portugal ein Ausweichquartier zu kaufen und dorthin überzusiedeln, wenn's brenzlich wird. Eine Hütte am Meer, von wo aus dem abendlichen Singen der wetterzerfurchten Fischer zu lauschen wäre. Einen Lebensmittelvorrat anlegen dort, in Blech verlötet, und für den Notfall ein Pulver, das den endgültigen Ausstieg aus der Gesellschaft schmerzlos ermöglichte.

Er lauschte der Musik, die aus dem Innern des Hauses kam.

Es bellen die Hunde, es rasseln die Ketten,  
Es schlafen die Menschen in ihren Betten...

Schubert... Eigenartig. Ob diese Lieder von jeher so knödelig gesungen worden waren? Warum nicht mit einfacher, klarer Stimme? Dieses Kulturgut sollte man den Inder lieber nicht hören lassen, besser Beethoven, die „Fünfte“ oder lieber gleich die „Neunte“. Die ganze Wucht des Abendlandes auf ihn loslassen, nicht kleckern, sondern klotzen.

Der Inder: Merkwürdig, dieser Mensch hatte ihn innerhalb weniger Stunden völlig umgekrempelt, er hatte sich irgendwie aufgegeben. Tief in seinem Innern rührte sich der Argwohn, ob sich da nicht wieder jenes Ostische in ihm meldete, das, was Marianne als „Rückgratlosigkeit“ bezeichnete? Die Neigung, sich selbst aufzugeben, nur, um für einen einzigen Augenblick jemandem zu gefallen? Sowtschick kannte diese der Lüge verwandte Schwäche! Wie oft war er nicht ausgezogen, dem gutgelaunten Hessenberg die Meinung zu sagen, und doch war daraus immer nur ein vergnüglicher Austausch von Liebenswürdigkeiten geworden.

Erst gegen zehn kam der Fremdling angedonnert, von Mofas begleitet, mit denen er um die Wette gefahren war. Rhythmisch hupend verabschiedete er sich von den salut-klingelnden Jungs, und dann kam er, von den Hunden gewaltig umsprungen, ins Haus, strich sich Brote mit Sowtschicks wertvollem Griebenschmalz und setzte sich ohne nähere Erklärung zu seinem Gastgeber auf die Terrasse.

Nur kurz hatte Sowtschick damit zu tun, seinen Unwillen niederzukämpfen. Dann lauschte er dem Fremdling, der von der kardanischen Aufhängung der Kanonen in indischen Panzern sprach, daß man also schießen kann, auch wenn man über Bodenwellen dahinrast, was er mit der hellhäutigen Hand nachahmte. Der indisch-pakistanische Krieg, sein geteiltes Heimatland...

Sowtschick überlegte, ob er ihm nicht als Gegenleistung für diese Belehrungen etwas aus seinem Roman vorlesen sollte. Für diesen Asiaten ergebe sich dadurch die Gelegenheit, ein abendländisches Literaturerzeugnis in statu nascendi kennenzulernen. Und während der Inder mit drei Apfelsinen jonglierend von der Feuerkraft moderner Panzerabwehrraketen sprach, überlegte Sowtschick, welches der bereits entstandenen Kapitel er ihm darbieten sollte. Heute lieber noch nicht, dachte er, erst morgen, wenn man sich aneinander gewöhnt hat.

Sonderbar kam es ihm vor, daß von den sechshundert Millionen Menschen des Subkontinents nicht ein einziger den Namen „Sowtschick“ kannte, geschweige denn ein Buch von ihm...

Auf der Terrasse saßen sie: Sowtschick, der Europäer, von seiner Frau in zärtlichen Stunden „Eichhörnchen“ genannt, und Apahasi Singh, der Löwe, ein Feuerchen entfachend. Fledermäuse flirrten über den dunklen Himmel, und durch die Flammen flatterten Motten jeder Größe. Süße geistige Getränke waren auch vorhanden.

Der Inder hörte freundlich zu, was ihn nicht hinderte, mit den Hunden zu spielen, die jetzt allerdings lieber geruht hätten. Schließlich ließ er das und stellte sich in das Abendlicht: Apahasi Singh, unsagbar sanft und schön, schwerwie-

gende Vergangenheit und strahlende Zukunft in einem. Er wolle auch ein Buch schreiben, sagte er und begann dem abschaffenden Sowtschick ohne weiteres die Handlung des geplanten Werkes zu entwickeln, von Anfang bis zum Schluß, einschließlich stilistischer Besonderheiten und gestalterischer Merkmale und unter Hinweis auf andere Autoren, denen er naheifere, ohne sie indes nachzuahmen. Dieses, dem Kämpferischen geweihte Werk wolle er schreiben und werde er schreiben.

Sowtschick stand auf und deutete gen Himmel: Dies sei der deutsche Himmel, der abendländische, mit Großem und Kleinem Bären, und dort der Sirius im Sternbild des Hundes – Hundstage, die heißesten Tage im Jahr. Mit Indien nicht zu vergleichen, aber doch ganz schön, nicht wahr? Wenn dies hier zu Ende sei, er meine sein Aufenthalt hier in Sassenholz – irgendwann wäre der ja zu Ende –, dann müsse er mal im Winter kommen, wenn die Schneeflocken vom Himmel segelten und jeden Zaunpfahl mit einer Plusterung versähen. Er hoffte, daß er dann mal wiederkomme, sagte Sowtschick, obwohl jener noch da war, und er sagte „Tschneepflocken“ aus Versehen.

Am nächsten Tag mußte Sowtschick nach Hamburg fahren. Die Barthold-Henrich-Brockes-Jury tagte am Abend. Als er beim Rasieren die Strieme betrachtete, die ihm die Kette gerissen hatte, entdeckte Sowtschick einen Eiterpickel am rechten Nasenflügel. „Dieser Eiterpickel hat keine symbolische Bedeutung“, sagte er zu sich und drückte ihn aus. „Er wird nicht eingehen in die Weltliteratur.“

Er zog seine sandfarbene Hose an, dazu ein weißes Hemd und ein Leinenjackett. In die Brusttasche steckte er die Sonnenbrille, und die Pillen vergaß er auch nicht. Der kleine Taschenspiegel in Schlangenleder ließ sich nicht finden, wo der wieder steckte?

Den Mädchen stellte er einen Zettel in die Küche: „Bin nach Hamburg gefahren“, und: „Immer alle Türen abschließen!“ Dann verabschiedete er sich von den Hunden, die bei dieser Hitze froh waren, daß sie dableiben durften, setzte sich in seinen dunkelblauen Audi und fuhr über den Kiesweg knirschend hinaus.

Sowtschick legte eine Kassette in den Recorder ein Telemann: „Hamburger Ebb und Fluth“, – die war an diesem Tag dran. Über vier Lautsprecher wurde ihm das sublimierte Naturschauspiel in die Ohren geblasen, besonders das Gurgeln der an- und abschwellenden Flut machte Sowtschick Spaß. Er fuhr fröhlich dahin: Als er an die Mädchen dachte, mußte er laut lachen, so laut wie Gabü geweint hatte.

Auf der Autobahn hatte sich um diese Tageszeit der Berufsverkehr bereits verlaufen. Da fuhren Vertreter und andere vernünftige Menschen stetig dahin, ohne durch plötzliches Beschleunigen oder unvermitteltes Stoppen Sowtschicks dahinperrende Gedankenketten zu stören.

Lediglich die Ausländer mit ihren gelben und schwarzen Nummernschildern fegten auf der Überholspur vorüber, in ihrem Heimatland daran gehindert.



Sowtschick hätte sie mit seinen 136 PS beschämen können, aber das tat er nicht. „Ich kann es mir leisten, mit meinem großen Wagen langsam zu fahren“, sagte er, und er sah diese Leute aus Aarhus oder aus Lyon schon als Blechklumpen an einem Brückenpfeiler kleben, mit Rädern, die sich noch drehen. Das Autobahnfahren machte Alexander Spaß, wenn es nicht über zwei Stunden dauerte und flott voranging. Große Laster sanft zu überholen, sie nicht zu schnell zu überholen, damit man die Fahrer nicht zum Klassenhaß aufstachelt. Das elegant-flüssige Einordnen danach, das Platzmachen, wenn ein Porsche die Einfahrt hereingeschossen kommt, der dann taktloserweise sofort überholt... Warum hatten diese Leute nicht grün aufblinkende Signale mit „Danke!“ hintendran? Wenn es solche Signale gebe und wenn er einen Porsche hätte, dann würde er sich jedenfalls ein solches Schild angeschafft haben. Unverständlich auch, daß die Polizei nicht so was einführt: kurz mal „gut gemacht!“ herüberblinken, statt immer nur Knöllchen zu verteilen.

Sowtschick liebte den sanften Schwung der Straßenführung und die sich in die Landschaft einfügenden Brücken, an denen leider ab und zu politische Parolen standen, die ihn ärgerten. Er fühlte sich durch sie belästigt. Er dachte immer, man könnte die Brücken vielleicht von Amts wegen dazu verwenden, den Autofahrern Gedichte einzuprägen.

Füllest wieder Busch und Tal...

auf der ersten Brücke, und auf der nächsten:

...still mit Nebelglanz...

Zwischen Bremen und Hamburg also: „An den Mond“ und für die Rückreise Mörike: „Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet“. So was müßte der Verkehrsminister einführen, um zivilisatorische und kulturelle Leistungen miteinander zu verbinden. Wer das in sich aufnahm, würde doch auch politisch richtig handeln.

Denken ließen sich für die Autobahnen auch künstliche Aufrauungen des Straßenbelags, die bei richtiger Geschwindigkeit Rhythmen hören ließen: Walzer oder Tangos, was gut gegen Ermüdungserscheinungen wäre.

Leider bedrängte ihn kurz vor Hamburg, als er sich der schönen Aussicht hingeben wollte, ein X-beiniger Mercedes mit Friedenstaube an der Scheibe, überholte ihn und stoppte ihn danach durch extrem langsames Fahren. Menschen saßen drin, die ihn durch Gesten fragten, ob er hier einschläft? Wohl völlig bescheuert?

Dann geriet er in einen Pulk von Lastwagen, Leiter unter der Ladefläche und Ketten und Eimer, die den Ehrgeiz hatten, obwohl es leicht bergan ging, einander brüllend zu überholen. Er kam sich zwischen diesen Riesen wie ein Zwerg vor. Vielleicht, dachte Sowtschick, unterhalten sich diese Kerle jetzt miteinander und amüsieren sich über dich? Er machte diesem Spuk durch starkes Beschleunigen ein Ende.

Ein Hubschrauber mit POLIZEI stand über dem Maschener Kreuz. Wenn alles vorüber ist, dachte Sowtschick, dann werden die Autobahnkreuze von unserem Leben zeugen, wie die Cheopspyramiden. Und dann stellte sich die Vision



ein, daß Gras den Asphalt gesprengt hat, die Verkehrsschilder von Ackerwinde umrankt: In der Ferne die ausgeglühte Stadt mit Alsterdampfern, die vor sich hin rosten. Seinen großen Kollegen aus Bargfeld sah er mit einem Fahrradanhänger auf der Autobahn dahinstrampeln, und er sagte laut: „Jawohl, so wird es kommen.“

Unter solchen Gedanken gelangte er nach Hamburg. Für bedauerlich hielt er es, daß bei der Einfahrt keine mautartige Waschanlage installiert war. Er hätte sich gern präpariert auf diese Stadt, denn er liebte sie. Er zog die Krawatte fest und er freute sich für die Kaufleute, bei denen er jetzt das eine oder andere kaufen würde. Menschen, die dann vielleicht am Weihnachtsabend ihrer Gattin ein Buch von ihm unter den Baum legten.

Sowtschick stellte den Wagen in einem nach Urin riechenden Parkhaus ab und ging in die City, in der zu dieser Tageszeit nicht allzuviel los war, von einzelnen Skandinaviern mal abgesehen, die vor Spirituosenläden standen und ihr Geld zählten. „Alexander!“ hörte er es über die Straße rufen: „Alexander!“ Aber er achtete nicht darauf, das kannte er schon, es war wieder mal seine Mutter, die ihn rief, und die war ja schon lange tot.

Auf dem durch postmoderne Glasbauten verunstalteten Rathausmarkt betätigte sich ein vom Senat angestellter junger Mann als Pantomime, der sollte wohl die Innenstadt beleben. Wie man Johannisbeeren ißt, führte er vor, diese alte Geschichte.

„Alexander!“

Unter den Alsterarkaden gab es ein Spielwarengeschäft, „Kinderparadies“ genannt, in dem kaufte er die Schlachtschiffe „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ sowie den schweren Kreuzer „Prinz Eugen“. Das Unternehmen „Cerberus“: In eine Vitrine würde er sie stellen, indirekt beleuchtet. Die Verkäuferin, es war eine ältere Dame, kannte sich zwischen all den Kriegsschiffen sehr gut aus. „Hier kommen öfter ältere Herren“, sagte sie.

Nachdem sich Sowtschick am nächsten Morgen intensiv als Frühstückskönig betätigt hatte, fuhr er beschwingt nach Hause. Es regnete, und die beiden Scheibenwischer fuhren quietschend von einer Seite zur andern: Die kriegten sich nicht, dachte Sowtschick.

Er reihte sich in den zweispurigen Urlaubsrückreiseverkehr ein: Westerland und Wyk, St. Peter-Ording und Scharbeutz, er winkte Kindern zu, die, ein Stofftier in der Hand, gelangweilt aus dem Heckfenster guckten. Er freute sich mit all den Menschen links und rechts, vorn und hinten, daß sie vierzehn sonnige Urlaubstage verlebt hatten. Surfbretter auf dem Dach und Fahrräder, deren Räder sich im Fahrtwind drehten. Die Taschen voll belichteter Filme, ewige Erinnerungen an Sonne und Wasser, Schnellimbüßstuben und Kulturprogramme, das alles würde sie gefeit machen gegen extremistische Parolen. Diese Menschen würden nun in Oberhausen oder Duisburg gestärkt an ihre Arbeit gehen, die Drehbänke einstellen, die Zeichenbretter mit Zeichenpapier bespannen, Arbeiter der Faust und Arbeiter der Stirn, und er freute sich, daß er selbst,

wie sie, seinem Zuhause entgegenfuhr, um seinerseits sich um die Ewigkeitswerte abendländischer Kultur zu kümmern, ohne gezwungen gewesen zu sein, in einer französischen Ferienwohnung zu hausen und schlechte Pommes frites zu essen.

Auch der entgegenkommende Autostrom war interessant, auch das waren Menschen, die die Taschen voll belichteter Filme hatten, auf dem Dach Surfbretter und Fahrräder, deren Sättel nun naß wurden, Arbeiter der Faust und Arbeiter der Stirn, die nun die Spuren beseitigen mußten, die Menschheit an der See zurückläßt, zerdrückte Bierdosen, gebrauchte Kondome, zerrissene Plastikplanen. Und in der silbrig glänzenden Bucht, in der bereits ein kühler Wind den Herbst ankündigte, braun-schwammig die Urlaubskloake, von schaumigen Algen aufgefressen.

Es regnete, und gleichzeitig schien die Sonne. Irgendwo muß jetzt ein Regenbogen sein, dachte er. Die Versöhnung Gottes mit den Menschen.

Er suchte sich Musik im Autoradio. Zunächst hörte er aus Loyalität zum Dritten Programm eine Zirpsache von Couperin, dann offerierte eine alberne Ansagerin „Musik aus Opas Zeiten“. Dabei handelte es sich um Schlager, die er als Pennäler gepfiffen hatte: „In meiner Badewanne bin ich Kapitän...“

Schließlich geriet er in einen Gottesdienst, in schleppenden Gemeindegesang, und er mußte an ein trockenes Flußbett denken, Millionen runder Kieselsteine, über die ein Lastwagen fährt. Dumme Menschen, die ihr Zelt in dem Flußbett aufschlagen und nicht wissen, daß das Wasser wiederkommt, schwallartig, und sie hinwegschwemmt.

Sowtschick knipste das Radio aus.

Der Regen hatte aufgehört, die Sonne knallte auf die nasse Fahrbahn und glitzerte in den Tropfen, die auf der Frontscheibe zitterten und durch den Fahrtwind allmählich zur Seite geschoben wurden. Sowtschick schlug Rumbatakte ans Steuerrad und sang „La Cucaratscha!“

Nach einer halben Stunde verließ er den Strom der Auto-Lemminge, die ihrer Heimat ohne erkennbare Gemütsbewegungen entgegenstrebten. Er fuhr unter den sich regenden Eichen der Landstraße dahin, derselben Landstraße, auf der vor hundertachtzig Jahren napoleonische Truppen dahingezogen waren, in die Gehöfte eindrangten und alles plünderten, was zu plündern war. Er kam auch an dem vornehmen Gutshaus der von Barnewitz vorüber, vor dem grade die weißen regennassen Stühle abgetrocknet wurden, und dann fuhr er, Wiesen und Bruch links und rechts, unter Hochspannungsleitungen hindurch, die über das weite Land dahinschwangen, über eine Moorgrabenbrücke hinweg, mit weißem Geländer, ins Dorf hinein. An Rebecca mußte er denken, sie war es, die unter seiner Hand gewachsen war, an das Löwenheckerchen und an die Kanalschwimmerin. Mit Petra hatte er sich am wenigsten befaßt, und das reute ihn. Wie schade, daß er nicht Geduld genug gehabt hatte, die reife Frucht zu halten.

So verrauschte Scherz und Kuß  
und die Treue so...

Mit den Pferdemädchen wäre noch einiges in Ordnung zu bringen. "Laßt euch hier nie wieder blicken!", das stand noch im Raum, unbedacht dahingesagt. Das müßte abgeschwächt werden. Leer würde es sein in seinem Haus, eigentlich schade. So leicht würde eine neue Mannschaft ähnlicher Art nicht aufzutreiben sein, frisches, fröhliches Gefieder, flatternd, gackernd und keck.

Sassenholz: Da war er wieder, Sowtschick, jugendlich und frisch, voll Spannkraft und Elastizität fuhr ein in das Dorf, das durch ihn zu Namen gekommen war.

Unter dem Vater-unser-Läuten der Kirche winkte er den Männern zu, die vor dem Gasthaus „Zur Linde“ auf der Bank saßen und ihm nachblickten. Auch der Frau des Schlachters winkte er zu, die am Straßenrand stand, mit einem Kind an der Hand, wenn wieder jemand ermordet worden wäre, dann wären dies Alibizeugen ersten Ranges.

Alexander bog in die Poggenallee ein, die später vielleicht mal Alexander-Sowtschick-Allee heißen würde, und fuhr an den Flüchtlingshäusern vorüber die Straße entlang, an der sein Haus lag, weiß und vornehm. Die Kirchenglocken läuteten „Sonntag ist's in allen Herzen!“ – Vor jenem droben steht gebückt, der helfen kann und Hilfe schickt.

„Flatternd, gackernd und keck“, sagte Sowtschick vor sich hin, und er sagte es immer wieder, sich an dem sonderbaren Rhythmus der Worte erfreuend. Ach, es war doch schön, das Leben.

Als er durch das Tor fuhr – „flatternd, gackernd und keck!“ –, merkte er, daß irgend etwas nicht stimmte. Die beiden Schafe kamen ihm entgegen mit nachschleifender Kette, ratlos, und: War das nicht sein Gartenhut, der da in der Linde hing? Und wieso stand unterm Dachjuchhe ein Fenster offen, mit herabhängender Gardine? Wurde hier saubergemacht?

Sowtschick fuhr das Auto in die Garage und stieg aus. Irgend etwas ging hier nicht mit rechten Dingen zu. Er schloß die Tür auf, und da sah er es schon: Der goldene Barockspiegel lag zerbrochen auf dem Boden, alle Schubladen der Handschuhkommode waren herausgerissen und umgestürzt.

Diebe? dachte Sowtschick und war baff: Oder gar Mörder? Hatten ihn abschlachten wollen und hatten, weil sie ihn nicht antrafen, ihre Wut „an Sachen“ ausgelassen?

Der Barockschrank stand offen, der Fußboden war bedeckt mit Tischwäsche und zerbrochenem Geschirr, Kaminholz dazwischen, der flandrische Leuchter heruntergerissen und die so lässig geschwungenen Arme verbogen.

Out! Out! Out! Alles vorbei.

Von Zimmer zu Zimmer ging Sowtschick ruhig, fast erstaunt, so etwas hatte er noch nicht gesehen. Der Likör über den Kelim gegossen, vom Siebenhundertachtzig-Mark-Geschirr die Henkel ab! Alle Bücher aus den Regalen gerissen, mit Tomatenketchup bespritzt, Kissen und Polster aufgeschlitzt, den zarten Jugendstilstühlen die Beine gebrochen. Der Schafbock im goldenen Rahmen zerschnitten!

Das hier ist Gumbinnen, dachte er. Der Einmarsch der plündernden, mordenden Roten Armee. Oder Wertheim 1938.

Im „Studio“ sah es am schlimmsten aus. Die Schreibmaschine mit dem Phrasen- und Floskelspeicher war zertrümmert, seine herrlichen Schlachtschiffe, das Paperweicht aus Bristol und das Briefmesser mit dem Jadegriff zerstampft, das Konfetti aus dem Locher verstreut. Wie gut, daß er den Wiener Bronze-Hahn verschenkt hatte, der war jedenfalls gerettet. Aber weg war er ja auch...

Mit Vorschlaghämmern war der Flügel traktiert worden. Manuskriptblätter wehten auf dem Boden, vom Schnee der Kissendaunen umflockt, und, dies gab ihm einen Stich, die Ritterburg war mit Karbolineum übergossen. „De Düwel in de Föör“, da lag es, das Buch, auf einem Haufen zertretener Kakteen – vermutlich das Exemplar, das den Mädchen vom Schulmeister verehrt worden war.

Die Sonne überflutete die Szenerie: Dies ist der Welt Ende, dachte Sowtschick, nun ist alles aus. Keine Wut war in ihm, nicht einmal die Frage, ob eine Versicherung zu benachrichtigen sei oder gar die Polizei, es war eher die Genugtuung des Triumphes, recht behalten zu haben. Ich hab's ja gleich gesagt, dachte er, und er hatte das Gefühl, endlich, am Ziel zu sein.

Plötzlich erschrak er: Fingerling! Um Gottes willen, Fingerling! Der Roman!

In seinem Gehirn grollte rasende Musik auf: Er taumelte die Treppe hinauf über Kleider- und Anzugberge, auf die man Zahnpastatuben und Marmeladengläser geleert hatte, und stand vor der verschlossenen Tür seiner Fluchtburg. Die Zellentür hatte widerstanden! Obwohl sie deutlich „die Spuren von Gewaltanwendung“ trug, wie es dann wohl im Polizeibericht heißen würde.

Sowtschick öffnete: Auf dem Sekretär lag es wohlbehalten, das Manuskript der „Winterreise“. Er nahm es in beide Hände und küßte sie, die heilige Schrift. „Gerettet!“ Und er schrie laut: „Dazu ward ihr zu dußlig, ihr Idioten!“

Dann glitschte er über Tausende von Notizzetteln die Treppen wieder hinunter, bis in den Keller: dem Loire-Wein die Hälse abgebrochen, eine Flasche nach der anderen.

Wenn sie den Wein wenigstens getrunken hätten, dachte Sowtschick. An ihrer torkelnden Betrunkeneit hätte man sie dann erkannt.

Der Fleck, in den die Nacht-Silvesters sich sonst verkrochen, war noch da. Die sind weg, dachte Sowtschick, die kommen nie wieder, flatternd, gackernd und keck.

Dann setzte er sich mitten im Studio auf den Haufen seiner atomisierten Habe; wie der Teufel auf den Kohlen saß er da, das Manuskript in der Hand. Da drüben, die chinesische „Idioten“-Vase, die war natürlich unversehrt.

Er fühlte sich als Kamerad der geplünderten Ostpreußen, der ermordeten Juden, der Mönche in den Bauernkriegen, die zusehen mußten, wie man ihre geschnitzten Altäre ins Feuer warf. Er war ein Römer, dem die Barbaren seine Marmorhalle verwüsteten, und er stand gleichzeitig unter dem Eindruck, gefilmt zu werden, wozu es gehörte, daß er Gefühle zeigte, also schlug er die Hände vors Gesicht und weinte, und gleichzeitig überlegte er, wie sich die

ganze Sache in der Presse ausnehmen würde. Möglichst heute noch diverse Fotos davon machen!

Da fuhr ein Auto vor. An der selbstsicheren Art, wie die Haustür geöffnet wurde, merkte Sowtschick, daß es jemand sein mußte, der sich hier auskankte. Und die Schreckensschreie in der Halle verrieten ihm, daß sie es war, Marianne. Ihn zu überraschen, war sie Stunde um Stunde durchgefahren, heiß, verschwitzt, aufgehalten durch Staus, beprasselt von Wolkenbrüchen, aber freudig: Was die Blumen machen, die Hunde und die beiden Schafe! – Als sie das Haus betrat, hatte sie spontan gedacht: Gott, so eine Unordnung. Was hat er hier bloß angestellt? Ist er betrunken oder durchgedreht? Hat alles kaputtgeschlagen, weil ich ihn so lange allein gelassen habe? Aber dann sah sie Sowtschick auf dem Trümmerberg sitzen, die Hände vorm Gesicht...

Sie setzte sich dazu, legte ihren Arm um ihn, und schluchzte auch, und ihr Schluchzen wurde nur gelegentlich unterbrochen durch einzelne Ausbrüche: „Dies Gesindel...“, und sie dachten an all das Geld, das sie für „Brot für die Welt“ gestiftet hatten, die Brillenspende für Brasilien, an die Patenschaften in Pernambuco, an die Leprahilfe und die DDR-Pakete. Das war nun der Dank! Sie, die immer zum Wählen gingen, stets Handwerker und Arbeiter beschäftigten und ihnen Bier gaben wegen der zu trocknen Luft, die dem Dorf Ansehen verschafften – bestraft, wofür? Was hatten sie falsch gemacht? – So sehr sie auch überlegten, sie kamen auf nichts. Sinnlos, dachten sie, ein sinnloser Akt der Zerstörung.

Als sie sich lange genug ihrem Schmerz hingegeben hatten, kehrten die Lebensgeister zurück, ganz konkrete Fragen sorgten für Grund, den sie unter die Füße bekamen. Die Alleetür stand offen, durch diese Tür mochten die Vandalen eingedrungen sein: Die Hunde, ach ja, wo waren sie? Auf Rufen und Pfeifen reagierten sie nicht, einmal die Allee hinauf und hinunter. Die Namen rufen, immer wieder – nichts. Dann sah Sowtschick einen der Corgies mitten in den Kaninchenterritorien unter einem Schlehenbusch zwei-, dreimal mit der Rute klopfen und dahinter die anderen beiden Gesellen: schuldbewußt. An die Kehle hätten sie den Eindringlingen springen müssen, anstatt das Weite zu suchen! Nun, sie wurden wieder aufgenommen in die Arme der Liebe, und sie begleiteten Sowtschick ins Haus hinein, wo Percy an einem der Trümmerhaufen das Bein hob und sich erleichterte. Dann jagten sie ein Karnickel aus dem Haus, das sich in das Studio verirrt hatte.

Inzwischen war Marianne nach vorn gegangen, an einzelnen Klagerufen konnte Sowtschick herausbringen, daß sie bis zu ihrem Pavillon vorgedrungen war. Die Karaffen mit den süßen geistigen Getränken! Der Kelim! Für immer ruiniert!...

Das Telefon war noch intakt, Sowtschick rief die Polizei an, und Wagner, der Kommissar, traf, obwohl es Sonntag war (wie er betonte), ziemlich bald ein. Mit vorwurfsvollem Gesicht wurde ihm das Haus gezeigt. Harmlose Bürger verhaften, das kann die Polizei, aber einen solchen Akt des Vandalismus verhindern, das kann sie nicht: „Wie geht's Ihrem Schwager?“ Wagner aber hatte eine star-

ke Position, die Fluchtburg, oben, die er angeregt hatte, war unversehrt geblieben. Wenn Sowtschick nach seinem Rat sich gerichtet hätte und alle Pretiosen nach oben gebracht, dann wären sie nicht zerstört worden.

Ohne auf Sowtschicks Vorwürfe einzugehen, bezeichnete er die ganze Sache hier diagnostisch als Vandalismus. So, als ob damit alles erledigt sei. Er klärte die Frage, wie die Täter – „das war ja Schwerstarbeit“ – in das Anwesen hatten eindringen können. Über den niedergetretenen Zaun hinweg, das war rasch herauszubringen, durch die offengelassene Alleetür, und dann systematisch von einem Raum in den anderen. Sogar das Schwimmbad hatten sie sich vorgenommen, das sah man jetzt: alle Pflanzen ins Wasser gestürzt, die Spiegel zertrümmert, Diesel ins Wasser gekippt.

Eine nochmalige Untersuchung der Alleetür ergab, daß sie vielleicht doch abgeschlossen gewesen war, die Kratzspuren? Mit einem gebogenen Draht geöffnet. „Ich denke“, sagte der Beamte gnädig, „das kann ich der Versicherung gegenüber auf meine Kappe nehmen, daß hier abgeschlossen war“, womit Sowtschick erneut in Dankbarkeitszwang geriet.

Als sie da so von einem Dreckhaufen zum nächsten stiegen – Sowtschick dachte grade daran, daß er nun für die weggeworfenen Gedichte des aufdringlichen Jünglings eine Ausrede habe –, traf auch Frau Schmidt, die Reinemachefrau, ein. Aus Berlin war sie zurückgekehrt. Sie hatte ihren Mann mitgebracht und eine Nachbarsfrau, das Gesangbuch noch unter dem Arm. Alle hatten den Kopf in die Hand gestützt und riefen: „Nein, o nein!“

Immer mehr Menschen versammelten sich im Haus: Der Fernfahrer Lohmeier, „Klaussi“, Tante Hertha, die Zeitungsfrau und die Pferdemädchen, die diese Gelegenheit nutzten, sich Sowtschick wieder zu nähern. Insbesondere die Zerhackung der Videokassetten beklagten sie. „Nein, o nein!“ wurde wieder und wieder gesagt, und allen war es klar, daß es die Mofa-Jugend gewesen sein mußte, zuzutrauen wär's der. Und außerdem: die Reifenspuren, die Bierdosen, das Mofa-Werkzeug, das zu Zertrümmerungszwecken benutzt worden war, und das völlige Ausbleiben der Kerle, jetzt, wo's endlich mal was zu sehen gab. Und das Motiv? Neid wegen all der Mädchen? Während Sowtschick eine Art Rede hielt an die Anwesenden, daß er dem Dorf jetzt was hustet, bisher sei er für alle dagewesen, nun sei absolut Sense, als er sich wort- und gestenreicher aufschaukelte zu einer rhetorischen Glanzleistung, traf auch Edmund Ballon ein, vom „Kreuzthaler Tageblatt“, Fotoapparat vorm Bauch und Stenoblock in der Hand. Der sammelte Material für grundsätzliche Betrachtungen. Ob das Bürgertum nicht auch ein gerüttelt Maß von Schuld hat an solchen Exzessen? Angesichts der Not der Jugend ein Wohlleben zu führen, wie es in der Geschichte der Menschheit ohne Beispiel ist?

Sowtschick stellte seine Deklamationen ein. Er gab sich schroff, er drängte den feuilletonistischen Schöngeist hinaus und mit ihm die Kirchgänger im Sonntagsstaat. Ob er die Aktentasche noch braucht, wurde er von einem Bauern gefragt.

„Also, bei Gott! Nun reicht's!“ rief Sowtschick. „Raus!“ Und während er die überall herumliegenden Großfotos der Sommer-Mädchen einsammelte, denen die Augen ausgestochen waren, und Stühle wieder aufstellte, ging Marianne in die Küche, sie fegte vom Herd die Scherben herunter. Dann tat sie den Rest von Sowtschicks heiligem Schmalz in die Pfanne und schlug ein paar Eier darauf, ein kräftiges Bauernfrühstück wäre jetzt das Rechte, dachte sie. Und während Sowtschick drinnen von einem Zimmer ins andere ging und immer mehr Stühle wieder aufstellte und die Schuhe in den Schuhschrank räumte, kam in ihr ein freundlich-wehes Gefühl auf, der Gedanke an einen jungen Mann mit schwarzem Haar, einen Anhalter, mit dem sie ein paar nette Stunden verlebt hatte.

Bei seinem Stühle-Aufstellen fiel Sowtschick eine Porzellan-Gruppe ins Auge. Um das Hirtenmädchen handelte es sich, das von ihrem Freund einen Vogel gereicht bekommt und in den Käfig steckt. Beiden war säuberlich der Kopf abgeschlagen! Und da dachte er: Wenn man die Köpfe abgeschlagen hat, dann müssen sie ja noch irgendwo sein. Mit dem Fuß purrte er in den Trümmern herum, und siehe da, zwischen Kothaufen und ausgerissenen Kakteen lag der Kopf des Hirtenmädchens. Sowtschick sah es sich an, das liebe Gesicht, und er probierte es, er hielt das Köpfchen an die Bruchstelle... Das würde man kleben können, ohne Zweifel. Alles kleben und wieder heil machen, alles wieder hinstellen, wo's gestanden hat, und dann eine Mauer um das Grundstück herum bauen, mit Stacheldraht obendrauf, und scharfe Hunde anschaffen. Die schärfsten Hunde, die es überhaupt gibt. Mannscharf. Und die Mauer so hoch wie's irgend geht, und dazu Maurer chartern aus Hamburg oder Bremen, nicht aus Sassenholz. Und wenn Leute klingeln am Tor, denen dann zuschreien durch die Sprechanlage: „Abhauen! Leine zieh'n! Verdünnisieren!“ Den Rest des Lebens mit Marianne auf dem Sofa sitzen und geradeaus gucken. Intimsphäre schaffen, die sich gewaschen hat!

Draußen fuhr inzwischen die chinesische Schriftsteller-Delegation vor, elf Uhr dreißig, gewissenhaft angesagt und pünktlich eingetroffen. Die Chinesen sollten nach all den Molkereien und Möbelfabriken endlich mal einen deutschen Autor zu sehen kriegen, darauf freuten sie sich schon. Auf ihre Weise lächelnd kamen sie hereingestieft, traten knirschend auf Scherben und wunderten sich über die Wohngewohnheiten moderner deutscher Autoren. Oder war dies ein post-modernes Happening?





# Mai 1945 Kriegsende

(aus „Das Echolot IV“)

## Frühlingsglaube

Die linden Lüfte sind erwacht,  
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,  
Sie schaffen an allen Enden.  
O frischer Duft, O neuer Klang!  
Nun, armes Herze, sei nicht bang!  
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,  
Man weiß nicht, was noch werden mag,  
Das Blühen will nicht enden.  
Es blüht das fernste, tiefste Tal:  
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!  
Nun muß sich alles, alles wenden.

Ludwig Uhland

## Der Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel 1882–1946 Berlin

Wir flogen zunächst nach Stendal. Dort wurde eine Staffel von Verkehrsmaschinen zusammengestellt, unter Führung des englischen Luftmarschalls und des bevollmächtigten Vertreters des General Eisenhower. Nach einer Art Ehrenrunde über Berlin landeten wir, ich als letzter mit meiner Passagiermaschine, auf dem Flughafen Tempelhof. Ein Ehrenbataillon der Russen mit Musikkorps empfing die englische und amerikanische Delegation; wir konnten aus der Ferne von unserem Landeplatz die Zeremonie beobachten. Zu meiner Begleitung war ein russischer Offizier – man sagte mir, der Oberquartiermei-

ster von General Schukow – [befohlen]. [Er] fuhr mit mir im Auto, die anderen Wagen meiner Begleitung folgten.

Wir fuhren über den Bellealliance-Platz durch die Außenstadt nach Karlshorst und wurden in einer kleinen, geräumten Villa, dicht neben dem Kasernement der Pionier- und Ingenieur-Schule, abgesetzt. Es war etwa 13 Uhr. Wir waren ganz unter uns. Gelegentlich erschien ein Reporter, es wurden Lichtbilder von uns aufgenommen, bisweilen besuchte uns ein russischer Dolmetscher-Offizier. Er konnte mir nicht sagen, wann der Akt der Unterschrift unter die Kapitulationsverhandlung stattfinden werde, von der man mir übrigens schon auf dem Flugplatz einen deutschen Abdruck übergeben hatte.

Gegen 15 Uhr wurde uns ein reichliches Frühstück durch russische Mädchen serviert. Unsere Geduld wurde auf eine schwere Probe gestellt. Gegen 17 Uhr wurden wir in ein anderes Haus geführt und dort mit einer Vesper bewirtet, aber es erfolgte nichts. Man brachte mir meine Vollmacht zurück, mit der Bemerkung, es sei alles in Ordnung, aber die Zeit der Unterschrift wußte man angeblich nicht. Gegen 22 Uhr wurde ich ungeduldig und ließ offiziell anfragen, wann der Akt der Unterschrift stattfinde; die Antwort lautete, etwa in einer Stunde. Gegen Abend hatte ich unser bescheidenes Gepäck aus dem Flugzeug holen lassen, weil der, als sicher, erwartete Rückflug nicht mehr möglich war.

Kurz vor 24 Uhr, als dem Zeitpunkt des Inkrafttretens der Kapitulation, wurde ich mit Begleitung in das Kasino der Kaserne hinübergeführt. Wir betraten mit dem Glockenschlag 24 Uhr den großen Saal durch eine große Seitentür, und wurden an die unmittelbar gegenüberstehende Längstafel geführt, wo drei Sitzplätze für mich und die beiden Begleiter noch frei waren. Unsere Begleitung mußte hinter uns stehen. Der Saal war bis zum letzten Winkel gefüllt, von zahlreichen Jupiterlampen hell erleuchtet. Eine Quer- und drei Längsreihen waren dicht besetzt. Den Vorsitz an der Quertafel hatte General Schukow, rechts und links von ihm die Bevollmächtigten Englands und Amerikas.

Der feierliche Akt begann mit wenigen einleitenden Worten; dann fragte Schukow mich, ob ich den Kapitulationsvertrag gelesen habe? Ich antwortete: „Ja.“ Die zweite Frage lautete, ob ich zur Anerkennung durch Unterschrift bereit sei. Ich antwortete erneut mit lautem: „Ja!“ Es begann sofort die Unterschrift-Zeremonie, dann Beeidigung, nachdem ich zuerst unterschrieben hatte... Nach Abschluß verließ ich, durch die nahe Tür hinter mir, den Saal mit meinem Gefolge.

Nunmehr wurden wir in unsere kleine Villa zurückgeführt; in unserem ersten Aufenthaltsraum am Nachmittag war eine mit kalten Speisen voll beladene Tafel aufgebaut mit verschiedenen Weinen, in den übrigen Räumen Schlafgelegenheiten sauber – für jeden ein Bett – hergerichtet. Der Dolmetscher-Offizier kündigte einen General der Russen an, nach seinem Eintreffen sollte serviert werden. Nach 1/2 Stunde erschien der Oberquartiermeister von Schukow und bat uns Platz zu nehmen; er bäte, ihn selbst zu entschuldigen. Das Essen sei

wohl wesentlich bescheidener als wir gewohnt seien; wir möchten aber vorlieb nehmen. Ich konnte nicht unterlassen, zu antworten, daß wir solchen Luxus und eine so reich gedeckte Tafel nicht gewohnt seien. Er fühlte sich offenbar durch diese Bemerkung sehr geschmeichelt.

**Winston Churchill 1874–1965**

**London**

Der Krieg gegen Deutschland ist somit zu Ende. [...] Vorwärts Britannia! Lang lebe die Sache des Friedens. Gott schütze den König.

**Charles de Gaulle 1890–1970**

**Paris**

Der Krieg ist gewonnen. Der Sieg ist da, der Sieg der vereinten Nationen, und das ist der Sieg Frankreichs.

**Gerichtsmedizinische Untersuchung der durch Feuer entstellten Leiche eines Mannes (vermutlich Hitlers Leiche)**

**Berlin-Buch/Leichenschauhaus**

In einem Holzkasten (163 cm lang, 55 cm breit, 53 cm hoch) wurden die Überreste der durch Feuer entstellten Leiche eines Mannes eingeliefert. Auf der Leiche wurde ein an den Rändern verbranntes Stück gelben Strickstoffes gefunden, es ist 8 cm groß, das mit einem Trikotagehemd Ähnlichkeit hat. [...]

An dem durch Feuer stark verunstalteten Körper wurden keine sichtbaren Zeichen schwerer tödlicher Verletzungen oder Erkrankungen festgestellt.

Das Vorhandensein der Überreste einer zerdrückten Glasampulle in der Mundhöhle [...] der ausgeprägte Bittermandelgeruch [...] und die gerichtsmedizinische Untersuchung der inneren Organe, wobei Zyanverbindungen festgestellt wurden, gestatten der Kommission, den Schluß zu ziehen, daß der Tod in diesem Falle durch Vergiftung mit Zyanverbindungen verursacht wurde.

**Sir Basil Henry Liddel Hart 1895–1970**

**London**

Am 1. September ließ Hitler seine Streitkräfte in Polen einmarschieren. Zwei Tage später sah sich Chamberlain zur Kriegserklärung an Deutschland veranlaßt; sechs Stunden danach folgte, einigermaßen widerwillig, die französische Regierung. Der Zug der europäischen Zivilisation jagte in einen langen finsternen Tunnel, aus dem er erst nach sechs Jahren der Erschöpfung und der Verheerungen wieder hervorkam. Selbst dann erwies sich der glänzende Sonnenstrahl des Sieges als eine Illusion der Völker des Westens.

**Der Diplomat George F. Kennan \*1904**

**Moskau**

Daß das Ende des Krieges in Europa mich in besondere Hochstimmung versetzt hätte, ist mir nicht erinnerlich. Genau wie alle andern war ich froh darüber, daß das Blutvergießen und die Zerstörungen aufhörten. Daß es notwendig sei, den deutschen Nazismus restlos zu vernichten, hatte ich nie bezweifelt. Aber die Umstände, unter denen der Krieg zu Ende ging, waren wenig tröstlich. Es war mir völlig klar, daß eine Drei-Mächte-Zusammenarbeit bei der Regierung [?]

Deutschlands nicht funktionieren würde. Aber wir Amerikaner bauten unsere Pläne nach wie vor auf solchen Träumen auf. Realistische Pläne hatten wir nicht, und auch mit den Briten hatten wir uns nicht hinlänglich über eine konstruktive Neuordnung in den Westzonen verständigt, die, wie mir schien, das einzige Mittel war, den politischen Druck aufzufangen, dessen man von seiten der deutschen Kommunisten, mit Unterstützung der Sowjets, gewärtig sein mußte. Mittlerweile erreichte uns eine deprimierende Vielzahl von Berichten über die wilden Roheiten und Scheußlichkeiten, die ein Teil der sowjetischen Truppen – wohl nicht so sehr die Kampftruppen selbst, sondern mehr die nachrückenden Verbände – beim Einzug in Deutschland und in die von den Deutschen befreiten Gebieten verübten. Manchmal waren es anständige Angehörige der sowjetischen Streitkräfte selbst, die davon erzählten und sich von dem Benehmen ihrer Kameraden angewidert zeigten. War das, fragte ich mich, die Sorte Sieg, die wir erträumt hatten? Machte nicht der hohe Preis einen großen Teil des Sieges fragwürdig?

#### **Alfred Kantorowicz 1899–1979**

#### **New York**

Seit heute ist das Überfällige amtlich. Ich habe mir die Nachtschicht gewählt, meine jungen Reporter zu den Siegesfeiern in den Straßen New Yorks gehen lassen und bin mit meinem Schreibheft allein in dem Abhörraum des Newsroom. Es ist gut, heute allein zu sein. Das also liegt hinter uns. Immerhin zwölf Jahre, die die Verbrechen von tausend Jahren angehäuft haben. Ich versuche mir eine Vorstellung davon zu machen, wie es jetzt da drüben aussieht, aber ich weiß, daß jede Vorstellung vor der millionenfältigen Wirklichkeit versagen muß. Noch wage ich nicht weiterzudenken. Von irgendwoher wird Beethovens Fünfte gesendet. Die Hymne des Sieges!? Es gibt keinen Sieg. Es gibt am Ende dieses Krieges nur Besiegte.

#### **Elisabeth Weichmann**

#### **New York**

Der Krieg ist aus.

Es war ein warmer Maientag. Ich stand am Times Square, als die Lichtbuchstaben am Hause der New York Times die Nachricht von der Gesamtkapitulation der Deutschen in die dichte Menschenmenge hineinstrahlten. Lauter Jubel brach los. Ich hörte ihn kaum. Mit zitternden Knien setzte ich mich in das nächste Cafe. Die Spannung machte der Gewißheit Platz, daß von heute ab ein neuer Lebensabschnitt für die Welt und wahrscheinlich auch für uns begonnen hatte, der jahrelang herbeigesehnt und nun möglich geworden war. Mit welchen Schrecken der Zerstörung würde er beginnen, welche Wiederaufbaukräfte würden geweckt werden und welche Enttäuschungen würden all die vielen, nun aufkommenden Hoffnungen wieder zerschlagen?

Am Abend, nach der Arbeit, trugen wir unsere Unruhe hinaus, auf den Broadway, in das laute Menschengetümmel, in Jubel und Rausch. Visionen einer zerstörten und wieder aufzubauenden Welt trieben uns viele Male den Broadway hinauf und hinunter. Die Zeichen standen nicht eben günstig. Die Rote Armee

stand in Berlin, der begabte Taktiker, die große Führungskraft der westlichen Welt, Roosevelt, war gestorben, die Wirtschaft aller kriegführenden Länder war ausgeblutet. Welche Kräfte, welcher Aufbauwille, welche Machtverhältnisse würden nun in Bewegung gesetzt werden?

### **Aimé Bonifas \*1920**

### **Transport durch Frankreich**

Mitternacht fahren wir im Bahnhof von Maastricht ein. Während man uns heiße Fleischbrühe reicht, füllt eine Gruppe junger Burschen und Mädchen den Bahnsteig, und sie tanzen. Keiner schläft, als wir in Belgien einfahren. Liège und Namur im Flaggenschmuck begrüßen uns in unserer Muttersprache.

Die Reise geht weiter unter dem Begeisterungssturm der Bevölkerung, die das Gespenst des Krieges davonziehen sieht. Gegen 10 Uhr morgens, am 8. Mai, fährt unser Zug über die französische Grenze. Erster französischer Bahnhof Givet, liebe kleine Stadt in der Heimat, Sinnbild für das Vaterland, in das wir heimkehren. Man muß gelitten haben wie wir, weit weg von der französischen Erde, um zu verstehen, wie sehr man ihr verbunden ist. Klosterschwestern kommen eilig und dann Helfer vom Roten Kreuz mit Milch und Fleischbrühe. Entscheidend ist vor allem die große moralische Genugtuung: Frankreich hat uns nicht vergessen.

Am frühen Nachmittag sind wir in Charleville; die Verwaltungsformalitäten für unsere Rückkehr nach Frankreich werden erledigt. Schon eine kleine Aufmerksamkeit: Die Deportierten werden bevorzugt abgefertigt. Ich weise die militärische Sicherheitspolizei auf eine Deutsche hin, die sich unter falschem Namen nach Frankreich einschmuggeln will.

### **Der Ingenieur Ferdinand Picard**

### **Paris**

Wir sind heute eingetaucht in die Pariser Menschenmenge, die trunken ist von Siegesfreude. Vom Saint-Lazare-Bahnhof bis zum Platz der Republik sind wir dem Strom der Menschen gefolgt, der auf der ganzen Breite des mit den alliierten Farben geschmückten Boulevards dahinflöß. Unvergleichliches Schauspiel, wo eine ganze Volksmenge in einem einzigen Elan der Erleichterung und der Befreiung kommunizierte. Alle Generationen mischten sich in dieser Flut, die unaufhörlich von den Menschenmengen der Vorstädte verstärkt wurde. Frauen trugen Babys im Arm, die sie manchmal hochhoben, um sie den alliierten Soldaten zu zeigen. Weißhaarige alte Männer, die von fünf Jahren Entbehrung abgemagert waren, fanden die Begeisterung ihrer jungen Jahre wieder. Ältere Frauen mit seltsamen Hüten im Stil von vor zwanzig Jahren drängten sich auf den Kantsteinen der Bürgersteige, um ihre Freude zu zeigen. Die jungen Burschen und Mädchen in bunter Kleidung mit in die Haare gesteckten blau-weiß-roten Bändern und Kokarden drängten sich in den amerikanischen Jeeps und Lastwagen. Sie schrien und waren außer sich vor Freude. Alliierte Soldaten aller Waffengattungen und aller Nationen fügten dem Ganzen die Vielfalt von Farben und Formen hinzu: das Khaki und Beige der Amerikaner, das Graublau der R.A.F., das Blauschwarz der Marine, der Feldmützen und Helme

der GI, die beigen Baskenmützen der Briten, die kecken Mützen der jungen Amerikanerinnen, die Käppis und Mützen der französischen Offiziere. Sie mischten auch ihre Freude und ihre Gesänge in das unbestimmte Stimmengewirr dieser menschlichen Meeresströmung.

Bewegendes Bild der Freude von einem ganzen Volk, das sich für einen Tag gehen läßt. Und dennoch habe ich in den Äußerungen dieses Massenfestes nicht die Begeisterung vom 11. November 1918 und vom 14. Juli 1919 wiedergefunden. Die Ereignisse dieser letzten zwanzig Jahre, die gebrochenen Versprechen, die enttäuschten Hoffnungen haben den Franzosen die für sie sprichwörtliche Leichtigkeit genommen. Alle diejenigen, die heute von den Vorstädten heruntergestiegen waren, um den Sieg der alliierten Armeen und das Ende der barbarischen Herrschaft zu feiern, bewahrten im Inneren ihrer Freude die Erinnerung an alle die Enttäuschungen der Vergangenheit und die Furcht vor den Schwierigkeiten der Zukunft. 1918 feierten die Pariser nicht nur das Ende des Krieges, sondern auch dessen, was sie für den letzten aller Kriege hielten. Heute gibt sich keiner mehr dieser Illusion hin. Alle sind sich darüber im Klaren, daß die bevorstehenden Zeiten hart und voller Bedrohungen sein werden, daß wir kämpfen müssen, um nicht nur den Frieden, sondern auch unseren Platz unter den großen Nationen zu bewahren.

### **Ein Unbekannter**

### **Reigate**

Heute ist der Tag des Sieges. Er wurde gestern abend in den 21.00 Uhr-Nachrichten verkündet. Wir gingen zu Bett, und ich schlief bei zurückgezogenen Vorhängen. Ich kann nicht sagen, warum, aber irgendwie schien das den Beginn des Friedens zu symbolisieren.

Es war ein wunderschöner Maimorgen, und sie riefen mich von der Schule aus an, um mir mitzuteilen, daß ein Vikar aus einer der Dorking-Kirchen um 10.00 Uhr einen Gottesdienst abhalten würde. So beeilte ich mich und versuchte, einen frühen Bus zu bekommen.

Als ich in Dorking ankam, war es schon nach 10 Uhr. Ich rannte den Hügel hinauf, aber als ich in die Kirche ging, wurde der Gottesdienst gerade mit einem Gebet und den drei Strophen von „God save the King“ beendet. Weil ich kein Gesangsbuch hatte, konnte ich nur die erste Strophe mitsingen, die zweite und dritte mußte ich summen!

Ich glaube, ich vergaß zu berichten, daß die Blaumeisen am vergangenen Sonntag anfangen, ihr Nest in dem neuen Kasten zu bauen, den ich anstelle des alten in der vorigen Woche für sie aufstellte. Ich denke, sie fühlen sich darin wohl. Und ich hoffe sie bereiten darin auch eine lange Zeit von ungetrübtem Frieden vor!!

### **Mrs. B. Hubbard**

### **West Sussex**

Das Rundfunkprogramm brachte mir die Ereignisse + Stimmungen des VE-Tags nach Hause durch die Beschreibung der Massen in London + die Übertragung ihrer Jubelrufe: Vor dem Buckingham Palast + in Whitehall. Hier, in unserer

friedlichen Heimat, ist der Krieg schon seit 18 Monaten vorbei. Es fällt zuerst schwer, es zu „begreifen“.

Die Robinsons haben ein erschreckend ehrgeiziges Arrangement von Fähnchen vor ihrem Haus aufgehängt: Mrs. R. lenkte meine Aufmerksamkeit sehr schüchtern darauf und sagte, sie hätten es seit der Krönung aufbewahrt + „es mußte gebügelt werden“.

Hendley hißte zwei Flaggen auf seinem Fahnenmast, den Union Jack + die vom Goodwood Golf Club. Unglücklicherweise ist es seit mittags windstill + warm, daher hängen die Flaggen schlaff herunter.

### **Charlie Draper**

### **London**

Alle waren wie verrückt, tanzten und sangen auf den Straßen. Meine Freunde und ich tranken einiges, und ich landete in dem Brunnen auf dem Trafalgar Square. Ich dachte: Well, sie haben mich nicht gekriegt, und war glücklich, überlebt zu haben. Ich werde nun noch einen guten Drink nehmen und die Tatsache feiern, dass ich noch am Leben bin. Ich muß dann im St. James's Park geendet haben, denn dort fand ich mich am nächsten Morgen wieder.

### **Swetlana Allilujewa \*1924**

### **Moskau**

Am 9. Mai 1945, als der Rundfunk das Ende des Krieges meldete, rief ich Vater [Stalin] an; es war am frühen Morgen, ich war furchtbar aufgeregt, ganz Moskau war lärmend und lustig, alle wussten bereits vom Sieg... „Papa, ich gratuliere dir zum Sieg!“ konnte ich nur sagen, dann mußte ich weinen. „Ja, der Sieg“, sagte er. „Danke, ich beglückwünsche dich. Wie fühlst du dich?“ Ich fühlte mich herrlich, wie alle Menschen in Moskau an diesem Tage.

Wir, das heißt mein Mann und ich, luden alle unsere Bekannten zu uns ein. Die Zimmer waren gesteckt voll, wir tranken Champagner, tanzten und sangen. Die Straßen quollen von Menschen über, ich hatte Angst, auszugehen, ich erwartete in zwei Wochen das Kind.

### **Marcus Wolf \*1923**

### **Moskau**

Den Abend des 9. Mai 1945 erlebte ich in Moskau mit meinen Eltern auf der Steinbrücke nahe des Kreml. Während der Salutschüsse zum „Tag des Sieges“ fühlten wir uns eins mit Tausenden jubelnder Menschen, deren Vaterland in den elf langen Jahren der Vertreibung aus Deutschland zu unserer zweiten Heimat geworden war. Beim Schein der bunten Raketentrauben, die sich in der Moskwa spiegelten, gab es Tränen der Freude und viele Tränen der Trauer. Mein Vater hielt seine Gefühle in dem Gedicht „Letzter Salut“ fest, aus dem die Zeile stammt: „Der Krieg ist aus, die lange Nacht geschwunden ...“

### **Gerhard Dengler \*1914**

### **Moskau**

In der Frühe des 9. Mai wurden wir – die Mitglieder und Mitarbeiter des „Nationalkomitees Freies Deutschland“ – vom sowjetischen Kommandanten in den großen Speisesaal zusammengerufen. Mit feierlicher Stimme verlas er uns

die offizielle Tass-Mitteilung über die in der vergangenen Nacht in Berlin-Karls-  
horst erfolgte bedingungslose Kapitulation der Führung der Hitler-Wehrmacht.  
Nun endlich war es Wirklichkeit: Dieser schreckliche, verbrecherische, von  
Hitler-Deutschland vom Zaun gebrochene Krieg war zu Ende. All unser Bemü-  
hen, Deutschland das Schicksal von Stalingrad zu ersparen, war erfolglos geblie-  
ben. Wie in Stalingrad folgten die Generäle der Wehrmacht Hitler bis zum bit-  
teren Ende. Aber dann löste sich doch die Stimmung, und wir eilten auf die  
sowjetischen Offiziere zu, schüttelten ihnen die Hände, gratulierten ihnen und  
umarmten sie. Wir, die wir seit Gründung des Nationalkomitees für die schnel-  
le Beendigung des Krieges durch den Sturz Hitlers gewirkt hatten – durch unse-  
re Zeitung und unseren Sender im Hinterland und durch Flugblätter und Laut-  
sprecherpropaganda an der Front –, wir empfanden nur natürlich diesen Sieg  
auch als unseren, denn nun war wirklich der Weg frei für ein antifaschistisch-  
demokratisches Deutschland. Davon waren wir damals fest überzeugt.

### **Gerhard Angerabend**

**Libau**

Die Lage wurde von Stunde zu Stunde kritischer, denn ein Schiff nach dem  
anderen legte ab, und in einer solchen Situation kann unter den Wartenden  
unversehens eine Panik ausbrechen, die zu einer Katastrophe führen mußte.  
Und gerade in diesen Stunden zeigte sich noch einmal die ungebrochene Hal-  
tung und Disziplin des deutschen Soldaten aller Dienstgrade wohl in seiner vor-  
bildlichsten und überwältigendsten Weise. Stumm stand diese Menschenma-  
uer auf dem Quai, kein unnützes Wort, kein Fluch kam von den Lippen dieser  
Männer, die damit sich selbst überwandern.

Schon senkte sich die Dämmerung über den Hafen, als noch ein Dampfer, der  
letzte, an unserem Becken anlegte und der Kapitän mir sagte, daß er nur 50  
Mann noch mitnehmen könne. Als fast alle von uns auf dem Schiff waren, kam  
ein Feldwebel zu mir mit der Bitte, ob noch etwa 40–50 verwundete Soldaten  
auf das Schiff kommen könnten. Der Kapitän des Dampfers mußte diese Bitte  
aus Sicherheitsgründen für sein Schiff ablehnen. Da gab ich den Befehl, daß die  
Männer meiner Division wieder ausstiegen, um den Verwundeten Platz zu  
machen.

### **Der Gefreite Alfred Pröbstle \*1922**

**HeLa**

Gestern wurden wir über das Haff von der Artillerie beschossen. Das Feuer lag  
ganz in unserer Nähe. Die Dinger müssen ziemlich langsam fliegen. Man hört  
den Abschuß vor dem Einschlag. – Es geht die Parole, wir sollen nach Born-  
holm kommen. Hoffentlich wird's was. Wir müssen unbedingt hier weg, gege-  
benenfalls eigenmächtig. Wir setzen unsern Leutnant unter Druck. Wir drohen  
ihm an, ihn gefesselt im Unterstand liegen zu lassen, wenn er nicht mit abhaut.  
Um Mitternacht sind wir fertig zum Türmen. Unser Leutnant hat nachgegeben,  
er macht mit. Es ist kein Befehl da, aber wir müssen weg. Im letzten Augen-  
blick bekommt der Leutnant den regulären Befehl: „Rette sich, wer kann“. Um  
4 Uhr marschieren wir zum Hafen. Ahnungslose Infanterie-Einheiten kommen



uns entgegen. Sie marschieren zur Front auf der Halbinsel. Unheimliche Menschenmassen in den Straßen von HeLa und im Hafengebiet. Im Hafen stehen wohl 20.000 Menschen Mann an Mann.

Wir stehen gerade auf einem Landungssteg, da beginnt der Artilleriebeschuß. Immer zwölf Schuß auf einmal, Kaliber 17,5. Ein Schuß schlägt dicht neben uns ein. Aber da wir praktisch im Wasser stehen, gibt das nur eine Wasserfontaine. Wir laufen zu einem großen Frachter, der grade Leute übernimmt. Immer wieder, wenn wir Abschüsse hören, schmeißen wir uns in den Dreck. Wenn die Dinger ankommen, liegt man wenigstens schon. Glücklicherweise gehen alle Schüsse über uns weg. Als wir an das Schiff herankommen, ist der Pott grade voll. Trotzdem wollen immer noch Leute rauf. Er muß vom Kai ablegen, damit er nicht gestürmt wird. Einer klettert noch an dem Tau, an dem das Schiff festgemacht war, hoch.

Da kein Schiff weiter da ist, müssen wir wieder zurück. Wir stehen im Hafen herum. Da legt ein Vorpostenboot an. Wir fragen, was sie machen. Sie wollen nur ihre Wassertanks füllen.

„Und dann geht's nach Haus, der Krieg ist vorbei.“

Der Leutnant und Oberdieck gehen zum Kommandanten des Bootes, einem Feldwebel zur See, und fragen, ob wir mitkommen können. „Soviel wie an Deck gehen, können mitkommen. Unter Deck darf niemand“, ist die Antwort. Sofort sind wir an Bord. Wir sind ja nur zwanzig Mann.

### **Wilhelm Winkelmann \*1917                      Kriegsgefangenenlager bei Kiew**

Vieles habe ich dem russisch-jüdischen Arzt zu verdanken. Er hieß Major Reifmann, der sich noch sehr für uns Kriegsgefangene eingesetzt hat. Doch er kam etwas spät zu uns, denn die meisten Gefangenen waren mittlerweile schon gestorben.

### **Der Rotarmist Semjon Leontjewitsch Worogulin                      im Osten**

An seine Mutter

Mama, guten Tag!

Alles läuft gut.

Heute nacht haben wir die Nachricht gehört, daß die Höhle der Faschisten, Berlin, gefallen ist. Mit dem Fall Berlins erblicken wir den Weg in eine herrliche Zukunft!

Gruß von der Front!

Dein Sohn Semjon.

### **Der Schüler Michael Wieck \*1928                      Königsberg**

Ein unbeschreibliches Freudenfest feierten die Russen, als Admiral Dönitz die Kapitulation unterzeichnete. Den ganzen Tag wurde mit allem, was schießen konnte, herumgeballert. Jeder war erleichtert, daß dieser Wahnsinn endlich ein Ende fand und nun an einen Neuanfang gedacht werden konnte. Rassenwahn und Herrschaftsanspruch hatten einen Rückschlag provoziert, wie er vernich-

tender nicht sein konnte. Das Fazit vom Traum eines weltbeherrschenden Großdeutschland war ein europäisches Trümmerfeld mit enorm vergrößertem Einflußbereich der Sowjetunion.

Von diesem Tag an wurde ich täglich mehr zum Ernährer meiner Eltern. Besonders Vater stand ratlos vor den neuen Lebensbedingungen, die uns alle zu Raubtieren in einer zu kleinen Wildbahn gemacht hatten. Jetzt mußte man die Sinne gebrauchen und flink handeln. Sehen, hören, kombinieren und Einfälle haben, das waren die lebensrettenden Eigenschaften. Sich den Russen unentbehrlich machen, ihre Sympathie gewinnen, etwas reparieren, zum Beispiel eine Uhr oder Petroleumlampen. Dafür gab es Brot oder Haferflocken, Gerste oder Suppe.

Mutter hatte vom Wasserholen Sehnenscheidenentzündung und große Schmerzen. Abends bastelte ich eine Rede – ein über die Schulter zu legendes Joch –, an das man rechts und links einen Eimer hängen konnte. Das erleichterte das Wasserholen. Doch bald war ich selber in der Lage, unser lebensnotwendiges Wasser aus Luisenwahl zu holen. Vater gewöhnte sich daran, von uns versorgt zu werden, und begann wieder Chinesisch zu lernen. Doch auch als alter Mann hätte er versuchen müssen, in irgendeiner Form zum Lebensunterhalt beizutragen. Die Russen respektierten jetzt würdig aussehende und weißhaarige Männer und setzten sie bei Verwaltungs- und Organisationsaufgaben ein. Es sollte bald zu bitteren Auseinandersetzungen zwischen mir und Vater kommen.

### **Der sowjetische Hauptmann Naim Chafisow**

**Polen**

Breslau ist eingenommen. 40.000 Hitlerleute sind gefangengenommen worden. So ist es ganz richtig ausgedrückt – nicht Deutsche, sondern Hitlerleute: dort standen Wlassow-Leute.

Schon drei Nächte hintereinander träume ich von Marija – und immer auf unguete Weise: mal trägt sie ein schwarzes Kleid und redet nicht mit mir, mal hat sie ein schwarzes Kopftuch und geht von mir weg.

### **Der Rotarmist Alexander Fedotow**

**Breslau**

Es mag komisch klingen, Mama, aber wonach ich mich in den letzten Monaten am meisten sehnte, war Stille. Stille ohne das Kläffen der Maschinengewehre, ohne das Lärmen der Geschosse. Gestern gab mir mein Vorgesetzter einen Passierschein. Die anderen gingen auf Trophäenjagd, suchten nach Maschinenpistolen, Feldstechern und Orden. Ich begab mich zum Fluß und starrte zwei Stunden lang auf das strömende Wasser. Und am Abend hörte ich erstmals im Leben, wie in den Büschen die Nachtigallen sangen.

### **André Drouillat**

**Breslau**

Ich mache eine Runde zur Fabrik. Die Kameraden hatten in der Nacht Besuch von den Russen, aber Senftleben, seine Frau, seine Tochter (sehr jung) und seine Nichte haben Schwierigkeiten gehabt, sie sind zu uns geflüchtet mit 2 Frauen des Steingutwerks.

In der Stadt erzählt jeder, was er gesehen hat, Plünderungen, Vergewaltigungen, Diebstahl von Uhren, Ringen. Die Läden sind geschlossen. Die, die offen sind, sind „total“ geleert. Ich habe einige Besorgungen machen können mit M., da wir durch den Hintereingang in die Läden gingen.

Um Mittag Besuch von 3 Russen, ich versuche zu sprechen, aber sie scheren sich einen Dreck darum, ob wir Franzosen oder sonstwas sind. Sie geben sich damit zufrieden, aus der Kölnisch-Wasserflasche zu trinken und gehen dann wieder. Tagsüber noch einige andere Besuche. Die trikolore Kokarde, die wir zur Schau tragen, läßt sie ohne Reaktion.

In der Stadt dauert das große Schauspiel an: die Russen entdecken Fahrräder und wollen radfahren, ohne daß sie es gelernt haben. Was soll man zu dem Soldaten sagen, der einen Wecker auf den Gehweg gegenüber wirft, weil er in seiner Tasche zu läuten anfing.

In der Stadt wird das Passieren der Oderbrücken in Richtung Nord-Süd und Ost-West verboten.

### **Schwester Josepha**

### **Breslau**

Heut hatte ich Nachtwache. Die Russen haben uns heut wieder besucht, aber anständiger als gestern. Leider ist schon überall gestohlen worden u. die Mädchen u. Frauen belästigt worden.

O lb. Gott, erleuchte doch diese Seelen, die Dich nicht kennen. O hilf doch unserem Volke, daß es im Geist der Sühne alle Leiden trägt.

### **Der Soldat Joachim Halfpap \*1927**

#### **bei Deutsch-Brod/Tschechoslowakei**

Am 8. Mai war es dann so weit. Mit Soldaten der Infanterie, Artillerie und der Luftwaffe marschierten wir weiter Richtung Westen. Zeitweise konnten wir auf einem Lastkraftwagen aufsitzen. Ich saß auf dem rechten Kotflügel und hielt mich an der Motorhaube fest. Wir befanden uns unter ständigem Beschuß. Die Gewehrschüsse und das Maschinengewehrfeuer wurde von Tschechen in Zivil abgefeuert. Sie warfen auch Handgranaten nach uns. Sie versuchten uns aufzuhalten und zu schaden. Immer öfter mußte unsere Kolonne anhalten, Fahrzeuge fielen aus, Soldaten flüchteten.

Wir kamen nur sehr langsam vorwärts. Oft mußten wir in Deckung gehen. Schließlich kamen wir nur noch zu Fuß weiter. Im Morgengrauen war der Marsch endgültig zu Ende. Wir kamen nicht mehr weiter. Es ging nicht vorwärts und nicht zurück. Wir befanden uns in einem Talkessel. Rundum waren zum Teil leicht bewaldete Hügel. Auf der Höhe vor mir, wenn man der Straße folgte, standen Panzer. Aus der Richtung, aus der ich kam, drängten viele Kameraden nach. Es entstand Panik. Viele von uns hatten noch nicht bemerkt, daß es einfach nicht mehr vorwärts ging. Keinen Schritt mehr. Vor uns stand der Russe.

Die Zustände wurden immer chaotischer. Nachfolgende deutsche Soldaten drängten ständig – was sollten sie auch anders machen – in den Talkessel hin-

ein. Sie meinten sicher, es müsse irgendwie weiter gehen. Vor uns, und auch vor mir stand der Russe. Genau genommen nicht ein einzelner Russe, sondern die Soldaten der sowjetischen Armee. Es wurde nun nicht mehr auf den Mann geschossen, man mußte nicht mehr andauernd in Deckung zu gehen. Ein Zurück gab es aber auch nicht mehr. Der Druck der von hinten nachrückenden Kameraden verstärkte sich. Vorwärts wollte ich eigentlich nicht, weil ich nicht genau erkennen konnte, was geschehen würde. Auf allen Anhöhen und Bergen um uns herum, auf den Feldern und eigentlich überall standen Panzer, gepanzerte und andere Fahrzeuge.

Die russischen Soldaten kamen die Anhöhen herunter, mir entgegen. Einige Russen trieben uns mit Waffengewalt den Weg oder Straße entlang bergauf. Dabei brüllten und schrien sie laut. Sie schossen in die Luft und neben uns in die Erde. Vielleicht trafen sie auch manchen Kameraden. Ich wäre am liebsten ganz klein gewesen. Zum Zeichen, daß ich mich ergab, hob ich die Hände hoch über den Kopf und lief mehr als daß ich ging den Hügel hinauf. Oben auf der Höhe stand eine Reihe von sowjetischen Soldaten mit Stahlhelmen und voller Bewaffnung. Sie hatten Maschinenpistolen oder Gewehr mit aufgepflanzten Bajonetten im Anschlag.

Es kam jetzt für mich darauf an, mich möglichst unauffällig zu verhalten. Unbedachtsame und hastige Bewegungen konnten als Provokation aufgefasst werden. Nervöses Handeln war unbedingt zu vermeiden. Meine Gegenüber waren auch in starken Streßsituationen, die auch schwer beherrschbar waren. Die russischen Soldaten brüllten fortwährend „Rukij wiärch“, was soviel wie „Hände hoch“ bedeutete. Das habe ich aber erst später erfahren. Dennoch wußte ich aus der Situation heraus, was gemeint war. Ab und zu schoß einer der Russen, als wenn er seinen Worten und Gesten Nachdruck verleihen wollte. Vielleicht war es aber auch Nervosität und Anspannung; ich kann es nicht sagen. Es wurde jedenfalls geschossen. Dies war einer der bösesten Augenblicke meines Lebens. Leicht konnte auch mich ein Geschoß treffen.

Notgedrungen näherte ich mich einem Russen. Ich bemerkte, wie einige Soldaten abgesondert wurden. Immer wieder fielen Schüsse. Immer näher mußte ich an den russischen Soldaten heran. Er war bestimmt nicht viel ruhiger als ich und auch nicht älter. Er hatte eine Pistole auf mich gerichtet. Uns trennte kaum noch ein Meter Entfernung.

Mit der freien Hand tastete mich der sowjetische Soldat ab und durchsuchte mich nach Waffen. Plötzlich bekam ich Schläge mit der Faust, Stiefeltritte und Schläge mit dem Kolben der Waffe. Der Grund: in meinem rechten Stiefelschaft steckte noch ein Messer, daß ich in der Aufregung nicht weggeworfen hatte. Es wurde von mir immer als Brotmesser benutzt. Es hatte eine starke Klinge und konnte auch schon mal eine Dose öffnen. Der Russe aber sah es als Waffe an.

### **Der Rotarmist Boris L. Gindin 1926–1945**

### **Tschechoslowakei**

An seine Schwester

Guten Tag, Musja!

Ich bin jetzt in einem tschechoslowakischen Dörfchen. Die Deutschen sind von hier weggelaufen. Übriggeblieben sind nur die „tschechisch Leud“, wie sie hier an die Türen schreiben. Einige Deutsche haben vergeblich versucht, sich als solche „Leud“ auszugeben.

Das Wetter ist jetzt herrlich. Es ist heiß. Überall ist Grün. Den Brief schreibe ich auf einem Balkon, einem solchen wie der, auf dem einst Romeo und Julia sich gegenseitig ihre Liebe gestanden haben. In der Wohnung, in der ich bin, wohnen zwei tschechische Mädchen. Eine ist 19, die andere 20. Schade, daß ich nicht gut Tschechisch kann. Viel kann man mit ihnen nicht reden. Aber es sind wunderbare Mädchen. In der Freizeit tanze ich mit ihnen zur Musik vom Koffergammophon. So ein Leben ist das hier, mit allen Vergnügungen.

Schreib mir mehr. Was macht deine Schule? Wie geht es Ganja? Ich interessiere mich für alles.

Gruß. Boris.

### **Alisah Shek \*1927**

### **KZ Theresienstadt**

Ganze Nacht und ganzen Tag Kanonade, ganz nahe. Vormittag SS ins Ghetto geschossen. Altmann. Südbaracken – anfangs mit Entwesung in Bodenbacher [Kaserne], bewältigt? Typhus geht weiter. Männer aus Mai- und Dezember-Transporten aus Schwarzwalde. 3 Wochen unterwegs, zu Fuß gekommene. Von 1.000 250 geblieben. Nachrichten: Rotes Kreuz, Raschka – Wahnsinniger, Hysteriker, kommandiert Sudeten. Antisemit. Die Juden Schindelt (Jubel in den Straßen, Russen kommen) und werden gehetzt und beschimpft (Gebrüll draußen) und mit Dreck beworfen. Auftrag für 40.000 Ankömmlinge, die alle Wege bis morgen abend. Bretterzaun um Bauschowitz Kessel (Jubel), und dann überdachen! Meissner – übernommen. Sitzung – Juden, Sudetenkaserne. Tschechen. Zirka [Georg Vogel] ist weggelaufen. Abgelehnt einen Teil der Verantwortung zu übernehmen. Absolut unmöglich. Morgen sollen Leute (Tschechoslowaken) schleunigst wegkommen – ohne Rücksicht, ob geschossen oder was. Zu Fuß – das nennt man Rückkehr heim. Das Ganze geht daneben, es muß.

### **Erich Kessler**

### **KZ Theresienstadt**

Heute morgens um 1/2 7 wurde ich geweckt mit der Nachricht, daß mein Bruder Hans heute nacht mit einem Transport nach Theresienstadt gekommen ist. Ich war natürlich im Nu aus dem Bett und angekleidet und lief zur Sammelstelle. Das war ein Wiedersehen, nach so vielen Jahren schmerzlicher Trennung! Oft war ich ganz mutlos und wagte nicht an ein Wiedersehen zu glauben. Dann faßte ich doch wieder Hoffnung, und Gott sei Dank hat sich diese als begründet erwiesen. Aber wie mußten wir uns wiedersehen. Abgemagert mit dem typischen KZ-ler Blick, der von unvorstellbarem Grauen spricht.

Gegen Mittag wurde der ganze Transport zur sogenannten Entwesung geführt. Ich ging natürlich öfter hin, um zu sehen, was mit ihnen ist. Nachmittags kamen zurückweichende SS-Truppen am Ghetto vorbei, und obwohl das Rote Kreuz angebracht war, warfen sie Handgranaten hinein und schossen mit

Maschinenpistolen. Die Leute mußten in den Häusern bleiben. Am frühen Nachmittag griffen alliierte Flieger Leitmeritz an, und da ich gerade auf dem Dachboden der Geniekaserne war, sah ich ganz deutlich die Bombeneinschläge. Später ging ich, an die Häusermauern gedrückt, wieder zur Entwesungsanstalt, aber Hans war noch immer nicht an der Reihe. Als es finster wurde, ging ich noch einmal hin. Hans war noch immer draußen, und sie saßen um einen Haufen brennender KZ-Anzüge herum. Auf einmal hörten wir das Geräusch von fahrenden Tanks und jubelnde Rufe. Das waren die Russen! Ich lief quer durch den Hof des Spitals, wo ich oft gesessen bin und sehnsüchtig auf die Straße hinausgesehen habe. Nun war die Bretterwand umgerissen und die Kolonnen der siegreichen Roten Armee zögen an uns vorbei nach Prag. Es war stockdunkel, und nur die Scheinwerfer der Fahrzeuge erhellten immer die Straße. Wir jubelten ihnen zu, und alles sang die „Internationale“, jeder wie er konnte. Deutsch, tschechisch, polnisch, ungarisch, alles durcheinander, aber mit gleicher Begeisterung. Ich lief zu Hans zurück, der noch immer beim Feuer saß, und gerade hatten sie Nachtmahl gefasst. Sie bereiteten sich auf eine Übernachtung im Freien vor.

### **Günter Cords \*1928**

**Linz**

Am Straßenrand tauchten Trupps in grauweißen Sträflingskleidern auf. Noch nie hatte ich so entsetzlich aussehende bis auf die Knochen abgemagerten Gestalten gesehen. Eine kleine Gruppe hockte am Straßenrand um ein Feuer und rührte in Kochgeschirren herum. Als sie bemerkten, daß wir nicht zu den Siegermächten gehörten, hielten sie unsere Pferde an und untersuchten ebenfalls unsere Fahrzeuge. Auch unser Protest, alles sei genau registriert und wir führen im Auftrag der amerikanischen Armee – hinderte sie nicht daran, zwei Kisten vom Wagen zu holen. Beim Weiterfahren hockte sich eine der Jammergestalten, ein 23jähriger Pole, auf unseren Wagen. Sein Kopf, der auf einem dünnen Hals saß, erinnerte eher an einen Totenschädel oder eine Fratze als an einen lebenden Menschen, zumal er nur ein Auge hatte. Unter der Sträflingskleidung zeichneten sich die dünnen Kochen ab und längs über den Kopf verlief eine mit der Haarschneidemaschine gezogene dreifingerbreite Schneise. Es kostete mich Überwindung ihn anzuschauen.

„Wo kommt ihr her?“ fragte Ignatz. – „KZ Mauthausen.“ – „Nie gehört.“

„Doch, doch“, nickte er eifrig und berichtete von Tausenden von Ausländern die dort eingesperrt und heute morgen von Amerikanern befreit worden waren, und dann berichtete er von unglaublichen Zuständen, die dort geherrscht haben sollten.

### **Elfie Walther \*1928**

**KZ Sandbostel**

Sie sterben uns unter den Händen weg. Wir können nicht viel helfen. Wenn wir morgens kommen, müssen wir erst einmal den Dreck wegmachen. Vor fast jedem Bett liegt ein Haufen und überall finden wir Urinlachen, aber wir dürfen uns nichts anmerken lassen. Sie denken ja, wir seien Krankenschwestern. Sind

wir fertig und haben alles mit Lysol aufgewaschen, fängt es wieder von vorn an. Es kommen immer mehr Kranke. In unserem Komplex sind 6 Baracken. Alle sind überbelegt. Heute sollen 600 Neue kommen. Aber es sind gestern und heute über 100 Menschen gestorben.

Im ganzen – so sagte mir ein englischer Soldat – liegen im Lager ca. 3.000 Menschen.

Die Arbeit ist schwer und anstrengend. Meine Beine und Hände sind dick geschwollen vom Laufen und Kannenschleppen.

Die Patienten wollen den Brei nicht mehr. Wenn wir mit den Kannen in der Tür erscheinen, werfen sie mit Bechern nach uns.

Sie wollen Brot haben. Kann ich verstehen! Aber es gibt noch nichts. Die Engländer haben mit der Beschaffung große Schwierigkeiten.

Viel schlimmer als unsere körperliche ist unsere seelische Verfassung. Diese Eindrücke werden wir bestimmt nie mehr los. Es läßt sich auch gar nicht mit Worten beschreiben, was wir hier erleben.

Heute wurden die Patienten gewaschen. An den beiden ersten Tagen sind wir nicht dazugekommen. Jetzt liegen sie alle nackt in den Betten, und einige sind schon etwas munterer geworden, springen sogar so im Zimmer herum.

Ich glaube, sie kommen erst jetzt so richtig dahinter, daß sie von den Deutschen befreit worden sind.

Abends:

Ich habe schlimme Halsschmerzen. Der englische Arzt hat mich untersucht. Angina, meint er. Dagegen könnten sie nichts tun. Es gibt kaum Medikamente. Wir bekommen jedenfalls nichts. Einige von uns haben schon so komische Läuseskappen auf. Viele liegen mit Fieber und Durchfall auf den Strohsäcken. Wir müssen ihre Arbeit mit übernehmen. Heute nachmittag war ich nahe am Verzweifeln. Inge ist nun auch ausgefallen, und ich stehe ganz allein vor der Arbeit in unserer Baracke. Da nun alles langsamer geht, werden einige Patienten ziemlich aggressiv, so daß ich richtig Angst bekommen habe. Gott sei Dank ist da auch ein Zimmer, in dem so nette und gebildete Leute liegen. Sie kommen aus Holland und Belgien. Einige sind Ärzte, und dann ist da ein Rechtsanwalt, der tröstet uns immer und spricht uns Mut zu.

Das muß man sich mal vorstellen: Der, dem unsere Leute so viel angetan haben, spricht uns Mut zu! Er meint, was wir hier täten, wäre ganz wunderbar. Aber es wäre eine große Gemeinheit, daß halbe Kinder das in Ordnung bringen müßten, was Erwachsene angerichtet hätten.

Dieser Mann hatte nur eine Bemerkung gegen die deutsche Besatzung in Holland gemacht. Dafür brachte man ihn ins KZ.

### **Fritz Raddatz \*1931**

### **Berlin**

Leichen waren für mich nichts Ungewohntes, sie lagen im Mai 1945 in Parkanlagen, am Straßenrand, oft so ausgeplündert, dass nicht zu erkennen war, ob erschossener Soldat oder umgebrachter Zivilist. Geschändete Frauen mit aufgerissenen Mündern, die Goldzähne von Fledderern herausgebrochen. Manche

halb verkohlt in den Trümmern verbrannter Häuser. Es war nicht Flieder, noch waren es Hyazinthen, nach denen in diesem Frühjahr die Luft süßlich schmeckte.

### **Eine Rundfunksendung**

**Berlin**

BBC-Bericht über das zerstörte Berlin

4'20

Erinnert ihn an Photos von den Wüsten in Colorado / Situation am Flughafen Tempelhof / Auf der Fahrt nach Karlshorst hat er kaum ein unzerstörtes Haus gesehen / Die Bevölkerung ist apathisch / Den Zustand Berlins kann man in sechs Worten zusammenfassen: „Berlin has ceased to exist“ / Die Zerstörungen Berlins können nicht mit denen anderer deutscher oder alliierter Städte verglichen werden / Die Lage ist „terribly im- and depressing“ / Die Zahl der meist in den Kellern lebenden Bevölkerung wird auf etwa 2 Millionen geschätzt, es sind meist Kinder oder Alte

Reporter: Thomas Cadett (engl.)

### **Der Rotarmist**

**Ilja Dawidowitsch Kritschewski \*1907**

**Berlin**

Meine Kommandierung ging zu Ende. Abends mußte ich mich wieder in der Redaktion einfinden, die jetzt in einem Vorort von Berlin stationiert war.

Der Tag war frühlingshaft, sonnig. Leichte, wie mit Wasserfarbe hingetupfte Wölkchen zogen langsam über den Himmel. Vor dem Reichstag lärnte ein ausgewachsenes Feldlager. Soldaten rasierten sich direkt auf der Straße, vor Spiegeln, die irgendwie auf der Panzerung von Kampfwagen aufgestellt waren.

Ich machte mich auf einen Streifzug durch die Stadt und hielt Ausschau nach charakteristischen Eindrücken. Ein Militärangehöriger malte eine Studie auf Leinwand; als Staffelei diente ihm eine Autokarosserie. Ich trat näher: Womöglich ein Bekannter? In diesen Tagen begegnete ich vielen Menschen, mit denen mich das Schicksal in unterschiedlichen Kriegsjahren zusammengeführt hatte. Mir schien allmählich sogar, daß alle Frontstraßen nach Berlin geführt hatten. Aber diesen Mann kannte ich nicht. In Gedanken wünschte ich ihm erfolgreiches Schaffen, dann ging ich weiter.

Schon lange faszinierte mich das Brandenburger Tor. Ich ging zur Straße Unter den Linden. Von dieser geradlinigen mit Linden bepflanzten Allee aus wirkte das Tor interessanter. Die angeschossene bronzene Quadriga wurde gekrönt vom roten Banner unserer Heimat, das sich in Wind und Sonne bauschte. Die Pferde von einer Granate verstümmelt, schienen just vor dem Abgrund zu stoppen.

Wie oft hatte ich schon in der Vorkriegszeit Fotografien dieses Bauwerks gesehen. Darauf wirkte es feierlich und monumental. Vielleicht hatte ein Durchschuß in einer der Säulen oder etwas anderes den Eindruck gestört, jedenfalls schien mir das Tor durchaus nicht majestätisch, als ich es zeichnete.



Am anderen Ende stieß die Straße Unter den Linden auf einen Platz, an dem sich das Berliner Schloß erhob. Vor dem Gebäude stand ein pompöses Denkmal für Wilhelm I. Den Kaiser umgaben diverse allegorische Figuren; ich erinnere mich unter anderem an eine Frau, die neben einem sein Pferd zügelnden Reiter einherschritt. Das Monument war durch Beschuß beschädigt, am Sockel lagen Teile eines bronzenen Ritters umher.

Mitten auf dem Platz stand auf einem Podest eine sowjetische Reguliererin. Flott und gekonnt hantierte sie mit ihren Fähnchen. Vielleicht war sie eine von den Mädchen, die uns schon im Raum Kalinin in Regen und Schnee den Weg gewiesen hatten. Ich betrachtete ihre adrette, vertraute kleine Gestalt und war von Herzen froh, sie hier im Zentrum von Berlin zu sehen. Ich konnte nicht widerstehen und zeichnete dies vor mir aufgetauchte Bild des letzten Tages der Frontlebens, des 8. Mai.

### **Fuldaer Nachrichtenblatt**

**Fulda**

Neue Straßennamen

Die veränderten politischen Verhältnisse haben eine Änderung verschiedener Straßennamen notwendig erscheinen lassen. So ist dem „Adolf- Hitler-Platz“ – früher Friedrichsmarkt – wieder der Name zurückgegeben worden, den er von den Anfängen der bürgerlichen Siedlung Fulda bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein trug. Er heißt von nun an „Unterm heilig Kreuz“. Diesem Zeichen war nämlich die Fuldaer Pfarrkirche, die den Mittelpunkt des Platzes bildet, geweiht.

### **Harry S. Truman 1884–1971**

**Washington**

Nicht aller Faschismus ist mit Mussolini gestorben. Hitler existiert nicht mehr – aber die Samen seines Wahnwitzes haben in vielen fanatischen Köpfen Wurzel gefaßt. Es ist leichter, die Tyrannen zu beseitigen und die Konzentrationslager aufzuheben, als die Ideen auszurotten, aus denen sie geboren sind und ihre Kraft gezogen haben. Der Sieg auf dem Schlachtfeld war unerlässlich, aber er ist nicht alles. Um eines guten, eines dauerhaften Friedens willen müssen die gutgesinnten Völker in aller Welt ihre Entschlossenheit wahren, den bösen Geist zu zertreten, der die Welt im letzten Jahrzehnt überschattet hat.

Die Kräfte der Tyrannei und Reaktion in aller Welt werden versuchen, die Einigkeit der Vereinten Nationen zu untergraben. Bis in die letzten Tage hinein, als die Militärmacht der Achse in Europa bereits zerbrach, haben sie versucht, uns zu trennen.

Es gelang ihnen nicht – sie werden es aber wieder versuchen.

Sie versuchen es sogar jetzt. „Teilen und Herrschen“, das war und bleibt ihre Parole. Immer noch versuchen sie, Argwohn und Haß zwischen den Verbündeten zu säen und sie zur gegenseitigen Treulosigkeit aufzuhetzen.

Aber ich weiß, daß ich für jeden und alle hier im Hause spreche, wenn ich sage, daß die Vereinten Nationen einig bleiben werden. Keine Propaganda wird sie trennen, weder vor noch nach der Kapitulation Japans.

### **Der Rotarmist Leonid Woitenko \*1922**

### **bei Berlin**

Der Soldat Popow war ein seltsamer Mensch. Er hatte nichts als Grillen im Kopf. So führte er ein Tagebuch in einem dicken selbstgebundenen Heft mit weichem Zeitungspapier. Es war sein Stolz. In jedem freien Augenblick hatte er mit dem Stummel eines Kopierstiftes dort was hingeschrieben. Da er den Stift ständig in den Mund zur Anfeuchtung steckte, lief er immer mit blauen Lippen umher. So war auch sein Spitzname – Iwan-Stiftbrigade. Kurz vor Berlin war sein Tagebuch spurlos verschwunden. Er hat es heftig gesucht, hohe Belohnungen dafür versprochen, hat es sogar dem Bataillonskommandeur gemeldet. Er weinte! „Alles vorbei. Über zwei Jahre habe ich jedes Dorf eingetragen, jeden Meter des zurückgelegten Weges beschrieben, von Stalingrad bis Berlin. Nun wird man mein Buch zum Zigarettendrehen verwenden. Nein, sowas ertrage ich nicht. Dann schon lieber die feindliche Kugel...“

So grämte er sich etwa eine Woche lang, und eine feindliche Kugel hat ihn dann gefunden. Eine deutsche Panzereinheit war bei Erkner durchbrochen und unser Bataillon war schwer mitgenommen. In diesem Kampf fiel der Kriegstagebuchverfasser Popow. Am nächsten Morgen haben wir sein Heft hinter der Rückenlehne seines LKWs gefunden. Er hat es wohl selbst dorthin gesteckt und in der Hektik der Kämpfe vergessen.

### **Der Frühling**

Die Sonne glänzt, es blühen die Gefilde,  
Die Tage kommen blüthenreich und milde,  
Der Abend blüht hinzu, und helle Tage gehen  
Vom Himmel abwärts, wo die Tag' entstehen.

Das Jahr erscheint mit seinen Zeiten  
Wie eine Pracht, wo Feste sich verbreiten,  
Der Menschen Thätigkeit beginnt mit neuem Ziele,  
So sind die Zeichen in der Welt, der Wunder viele.

Friedrich Hölderlin, 1839



UNIVERSITÄT  
**DUISBURG**  
**ESSEN**